

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Vierunddreißigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1901.

1924: 15



3944



Inhalt.

1866	163	Eulenburg, Fürst Philipp f. Notizbuch 354.	
Antwort, eine	14	Fielus, der, als Kohlenhändler	230
Anzeigen	132	Flachsmann f. Theater 90.	
Apfelkuchen	378	Frage, die neapolitanische	207
Armer, deutsche f. Notizbuch 256.		Frankreich f. Notizbuch 444.	
Arzt und Richter	57	Fruchtbarkeit	476
Augenblicke	469	Frühlingsbibl	475
Ausweg f. Wo.		Fuchs, Renate	464
Autorität	158	Gedichte	544
Ballestrem, Graf f. Notiz- buch 302.		Glossen 113, 332 f. a. Notizbuch 445.	
Baubanken	482	Goldener, der junge f. Theater 354.	
Bergpredigt	401	Goethe und die großen Denker	145
Bernstein, Edward	185	Götin, die, für Alles	341
f. a. Notizbuch 388.		Großhewohn & Co.	441
Besuch, russischer	31	Großherzog von Hessen f. Notiz- buch 486.	
Böcklin 258, 339		Gulibet, Poete	309
f. a. Götin.		Haedels Weltrathsel f. Glossen 113	
Boles	249	Handelskammer und Agenten	384
Bresfeld f. Notizbuch 256.		Hauswirthschaft f. Reform.	
Bülow, Graf f. Notizbuch 138.		Hypothekenbanken f. Notizbuch 303	
f. a. Rangler.		Hypotheken Retter, die	253
Bülow, Hans von, an Reichsge f. Notizbuch 392		Jurays Rückkehr	34
Bund, der, der Bankiers	564	Jubiläum	97
Chaiselongne, die	225	Juristenstil	202
China f. Notizbuch 390, 394.		Justizchronik	83
f. a. Bergpredigt.		Kamavorlage f. Notizbuch 300.	
Civilkleiderverbot für Offiziere f. Notizbuch 304.		Rangler, an den	449
Comte und Mill	212	Raripe, Los von der	550
Dämmerungen, zwei	172	Kolonialbeamte	107
Diagnose	361	König Edward VII. f. Notiz- buch 255.	
Durch Dick und Dünn	233	Kostümbälle f. Notizbuch 308.	
Epiphania	1	Kramer, Michael f. Theater 92.	
Epistel an Deutschlands junge Dichter	247		

Rüdgers Traum	527	Reichstagsstenogramm	318
Rupp f. Notizbuch 139.		Relativismus	12
Kunst, Symbolische	373	Renaissance, die, im Kunstgewerbe	532
Kunstaustellungen	289	Rentenjubiläum	343
Kunstgewerbe f. Renaissance.		Roberts, Lord f. Notizbuch 308.	
Schmann, Billi	178	Rußischer Besuch f. Besuch.	
Sefehalle, akademische	67	Sammelgründungen	518
Seon, Moriz	313	Schopenhauer-Denkmal, ein	153
Suitpold, Regent von Bayern		f. a. Notizbuch 301, 346.	
f. Notizbuch 485.		Schwemmer f. Antwort.	
Macchiavelli und Riechle	73	Selbstanzeigen 27, 132, 227, 293, 382,	
Majestätsbeleidigung-Debatte		515, 561.	
f. Notizbuch 346, f. a. Reichs-		Sezession-Bühne	42
tagsstenogramm.		Siegesallee, die	492
Mario Ghigi, Don	503	Sieh: Dich-vor	512
Marg, Karl, als Journalist	127	Sonne	438
Mil f. Comte.		Sozialismus und Persönlichkeit	16
Moltke-Denkmal f. Notizbuch	89	Spiegelhag'n-Strach, der	87
Naturgefühl, das romantische	546	Staat, der platonische	238
Neapolitanische Frage f. Frage.		Sternberg Prozeß f. Arzt.	
1900	47	f. a. Justizchronik.	
Riechle f. Macchiavelli.		Strindberg, der neue	433
Riechle an Hans von Bülow		Stumm	487
f. Notizbuch 393.		Tag, der	273
Riechles Frauenfeindschaft	428	Theater	90, 354, 521
Rordan, Max f. Notizbuch 394.		Theater, Wiener	121
Notizbuch 138, 255, 299, 346, 387,		Ringeltangel	396
444, 484, 567.		Traum f. Rüdgers T.	
Oberoffiziosus f. Notizbuch 299.		Trebertrodnung	296
Orient und Occident	416	f. a. 29. Band Seite 264.	
Ott, Josef f. Notizbuch 349.		Ueberbrett f. Ringeltangel.	
Pariser Eindrücke	195	Unterseeboote	460
Pettenkofer, Max von f. Notiz-		Verkehrsgesellschaften	180
buch 306.		Victoria, Königin	183
Philosophie, Weibliche	366	Wasserwirthschaft	135
Politik, auswärtige f. Notiz-		Weibliche Philosophie f. Philo-	
buch 447.		sophie.	
Preußenfeier	49	Weltreiche, Drei	219
Privatrecht f. Notizbuch 347.		Wiener Theater f. Theater.	
Rausch f. Strindberg.		Wo ist der Ausweg?	284
Reform, die, der Hauswirth-		Zwillingschwester, die f. Theater	
schaft	408, 540	359.	



Die Zukunft.

Berlin, den 5. Januar 1901.

Epiphania.

Die Zigeuner spielten ein altes Stück. Von Biharj, hatte der Primas gesagt. Der Kerl log wie ein Abendblatt, nur grazidser; und wenn er die schwarzen Augen aufriß und verzückt himmelwärts starrte, war er unwiderstehlich. Jetzt, während eines Adagiettos, preßte er die Geige so fest an die Schulter, als wärs der Kopf seines braunen Liebchens, und ging mit Rigoschritten auf eine Dame zu, die im hellen Spitzenkleid fast noch jugendlich wirkte. Ganz nah kam er ihr; das Herzlirchenaugle schien in holdem Rausch zu schwärmen und zwischen den gewickelten Schnurrbartspitzen lag ein seliges Lächeln. Ein Minnesänger aus Süden vor seiner Herrin. Nun schritt er langsam, ohne das Spiel zu unterbrechen, rückwärts auf seinen Platz. Den Stammgästen war diese Huldigung, die sich täglich mindestens dreimal wiederholt, längst bekannt; und doch hatte an den dicht besetzten Tischen das Gespräch beinahe zwei Minuten gestockt. Mal sehen, wer an der Reihe ist. Ach, die Brendel... Sehr rührend, wie sie unter dem Rosenhut zu erröthen versucht. Vor dem Franzosenkrieg soll sie wirklich hübsch gewesen sein. Und er, der alte Gewohnheitfeger, blickt triumphirend um sich. Weinheimer & Co. wird sich ärgern. Schon aber schwingt der Minnesänger den Fiedelbogen, das angeblich alte Stück geht in einen Gassencyardas über und doppelt laut schallt das Stimmengeschwirr durch den Saal.

„Er soll doch 'ne eigne Kirche im Hause gehabt haben!“

„Wieso merkwürdig? Nach Allem, was man von Kribert wußte...“

„Kunststück! Ohne Mirbach wäre es längst zum Klappen gekommen.“

„Famos, wie die Otero sich hält! Und dieser Schmuck! Für Die hat die Ausstellung sicher nicht mit 'nem Defizit abgeschlossen.“

„Haben Sie denn je was von der Trebertrocknung gehalten?“

„Meinetwegen auch Bitter. Wir wurde Rheinbaben genannt. Aber wer weiß denn, ob Posadowsky überhaupt schon fällig ist?“

„Na, dann warten Sie, bis Deutsche Bank auf Hundert 'runter sind.“

„Gegenseitige Abneigung zieht nicht mehr. Aber ein Künstler . . .“

„Die Leute waren Jahre lang prima.“

„Stockholm ging noch, trotzdem früher auch nur für ältere Herren, Bray, Busch, Wedel und Ähnliches, reservirt. Aber Brüssel!“

„Die Erben des dessauer Lohn kann die Sache 'ne Stange Gold kosten.“

„Ici dort de Lara stand vor Jahren schon am Palais. Und die Reklame für den schlechten Musikanten! Scheidung ein Bischen spät.“

„Bon. Aber gerade, weil Wallwig ihr Schwiegersohn ist, hätte er ihn noch ein Weilchen in Stockholm auf Eis stellen sollen.“

Der Wirth macht die Runde. Nobel. Vornehm gekrümmte Arme.

„Uebermäßig heiter finde ich in der Bar auch nicht, mein Junge. Und es empfiehlt sich nicht, die ganze Nacht Salzmandeln zu knabbern. Elf Uhr fünfzig. Vorwärts, junger Altmeister! Die Luft in dem kleinen Salon ist nicht verlockend. Aber da unser Kommerzienmaecenas nun mal die Schrulle hat, seine Säkularfeier im Hotel steigen zu lassen, können wir als gefittete Europäer nicht Stunden lang draußen bleiben. Uebrigens bereiten sich hier fürchterliche Dinge vor. Punkt zwölf Uhr geht das Licht aus und mindestens zehn Minuten leuchtet dann nur der Weihnachtsbaum der versammelten Christenheit. Sieh dorthin! Da werden schon die umfangreichen Blumen Spenden für die Damen aufgestapelt. Punsch mit Tulpen. Höchst feierlich. Und überall ist die Firma aufgedruckt oder eingravirt, zu geneigter Weiterempfehlung. Ich kenne das Programm und bin auf eine Wiederholung des Jdyls nicht gerade veressen. Also los die Schwerter! Wir können unseren Futtermeister nicht kränken und ich wittere eine Mitternachtsrede. Eine kleine Queen noch hinter dem Tourniquet, wo ein Küstchen weht. Inzwischen schlägt es und wir ersparen uns den Profitlärm. Dann aber müssen wir uns nach dieser Entziehungskur drin wieder ein Bischen niedlich machen.“

Acht Minuten nach Zwölf. Sie klinken sacht die Thür auf und glitten hinein. Ihre Heimkehr blieb in dem Lärm unbemerkt.

„Das Jahrhundert der Naturwissenschaften!“

„Des Sozialismus!“

„Der Friedensidee!“

„Der Eisenbahnen!“

„Ueberhaupt des Verkehrs!“

„Des Positivismus!“

„Dampf und Elektrizität!“

„Der Moderne!“

„Der Massenherrschaft!“

„Der Maschinenindustrie!“

„Der Frauenbefreiung!“

„Das eiserne Säkulum!“

„Das Jahrhundert der Gerechtigkeit!“

„Jeder dieser Namen paßt, meine verehrten Freunde, doch keiner genügt; jeder bezeichnet einen Theil der Leistung des Jahrhunderts, das wir nun, auch wenn wir nicht, nach Goethes Spottwort, Neunundneunziger sind, das vorige nennen dürfen, aber keiner erschöpft den Ruhm dieser unvergleichlichen Menschheitsepoche. Unvergleichlich nenne ich sie nicht etwa im Ueber schwang einer schönen Scheidestunde. Wer wollte, was uns zu sehen gegönnt ward, im Ernst den Perioden vergleichen, die man bisher die großen genannt hat? Wie winzig dünken uns daneben die Zeiten der Perikles und Augustus, der Renaissance und des Sonnenkönigthums! Wie gering die Veränderungen, die sie dem Weltbild brachten! Wir haben die Erde durchwühlt, von den ausgegrabenen Denkmälern die Geschichte der Macht, des Reiches, der Kunst und aller Kultur abgelesen, das caesarische Rom und das Reich der Pharaonen, Pompeji und Bergamon, Theben und Ninive kennen gelernt, als wären wir in diesen alten Siedlungen aufgewachsen. Nah bei Gizah, neben dem steinernen Erinnerungzeichen eines Sklavensfleisses, den wir unsittlich nennen möchten, weil er unnützlich war, hat der moderne Fleiß freier Menschen zwei Meere verbunden und einen neuen Weltweg geschaffen. Himmelan ragende Berge haben wir durchbohrt und mitten in dem Felsgestein, das Jahrtausende lang undurchbringlich schien, schnaubt jetzt die Lokomotive vorwärts, das wohlthätige Ungeheuer aux grands membres de mastodonte, aux muscles de fer et d'airain. Schon sind unsere Pioniere fast bis zum Eispol vorgebrungen und bald wird die Erde kein Geheimniß mehr für ihren Herrn haben, für den Stolzen, dem die Technik nächstens durch die Wolken den Weg bahnen wird. Wer will wagen, auch nur mit flüchtigem Blick die Fülle des Reichthums zu umfassen, den dieses Jahrhundert uns gab, des Reichthums an greifbaren und an Bewußtseinschätzen? Solches Vermessen miede selbst ein

Horaz. Wie viele Schmerzen haben wir gestillt, wie viele Feinde in der belebten Natur überwunden! Welche Mehrung unseres erkenntnistheoretischen Wissens, welche üppige Blüthe in allen Gainen der Kunst! Noch immer bleibt Denen, die einst das Paradies verloren, nicht alles Leid erspart, aber es ist gelindert, sein Bereich ist eingeschränkt durch die Lebensarbeit der großen Helfer, der Lister und Pasteur, der Darwin und Marx, der . . . Wer nennt die Namen! Wer kann mit kleinem, müdem Menschenfinger auch nur auf die ragenden Gipfel einer Zeit weisen, in der Napoleon und Bismarck, Goethe und Kant, Nietzsche und Wagner, Comte und Spencer, Russet und Dostojewskij, Kleist und Heine, Schopenhauer und Ruskin, Helmholtz und Edison, Boecklin und Lenbach wirkten? In der mit den feinsten Werkzeugen die Psyche der Einzelnen und ganzen Völker durchforscht, das Evangelium von der Erhaltung der Energie verkündet, der Begriff der Solidarität entdeckt wurde und zum ersten Mal, seit von Menschen Menschengeschichte geschrieben wird, die Massen zu thätig bewußtem Leben erwachten! Erst wird dürfen uns rühmen, die Menschheit befreit, den Schwachen den stützenden Stab in die Hand gegeben zu haben. Blutig begann es in den letzten Wehen der großen Revolution, deren wichtigste Wirkung in das nun hinter uns liegende Säkulum fiel, und währte durch allen Wechsel der Zeiten. Keine absoluten Könige mehr, keine Herren über Leben und Tod, keine Zwingsburg feudaler Macht, keine Mauer mehr zwischen den Ständen und Kasten, keine Kunstwirthschaft und Privilegienunbill. Freiheit des Glaubens, des Erwerbes, der Meinung. Gleichheit vor dem Gesetz. Erleichterung der auf minder kräftigen Schultern ruhenden Last. Religiöse und politische Toleranz. Judenemanzipation. Frauenemanzipation. Arbeiterschug. Schon diese paar Stichwörter werden Sie erkennen lehren, ob es eine Lust war, im neunzehnten Jahrhundert zu leben. Und als wir den letzten Tyrannenthron gestürzt, den letzten Hödrigen aus der Frohn befreit und jede Laufbahn jedem Talent eröffnet hatten, da haben wir selbst uns, da hat sich der Mensch freiwillig entthront, den anthropocentrischen Größenwahn abgeschüttelt und sich bescheiden in die natürliche Geschichte einer organischen Schöpfung eingereiht . . . Während ich spreche, merke ich, wie unklug, wie ganz und gar thöricht es vorhin von mir war, nach einem Namen für diesen Abschnitt unverwischbaren Geschehens zu fragen. Wer darf ihn, kann ihn nennen? Wir aber, die wir . . .“

„Uff! Endlich naht der Loast!“

„. . . die erste Stunde des neuen Jahrhunderts gemeinsam auf deutschem Boden verleben, wir dürfen mit ganz besonderem Stolz den Blick über die

Zeitgrenze rückwärts schieben. Der hochansehnlichen Gesellschaft, die ich vor mir zu sehen die Ehre habe, brauche ich die Summe des gerade von unserem Volk Erreichten nicht nachzurechnen; sie ist Jedem von Ihnen gegenwärtig. Welche Entwicklung selbst noch seit den großen Preußentagen, da der junge Sneyenau nach einem Parademarsch der potsdamer Grenadiere begeistert ausrief: „Welches unter allen Völkern ahmet wohl ganz dieses wunderbare Schauspiel nach?“ Noch leuchten die Blechmützen fleckenlos in der Sonne, das Erbe des genialsten aller Drillmeister ist nicht verthan, neue Triumphe sind zu alten gehäuft und eben erst rief der Heerführer einer früher geborenen Macht die deutschen Soldaten in gefährlicher Stunde vor die Front. Heute aber neidet man uns nicht nur unsere Philosophen und Unteroffiziere. Das geeinte Reich ist mit kühnem Schritt in die Reihe der Weltmächte getreten. Auf allen Meeren weht seine Flagge. Im fernsten Osten theilt es, sittigt es Welten. Seine Technik, seine Industrie ist dem ersten Platz in der Schätzung der Menschen nah. Mit unermülichem Fleiß schaffen seine Bürger in Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit kostbare Güter. Waaren im Werth von viertausend Millionen Mark liefern sie alljährlich dem Ausland; und aus den Tropen, vom Gelben und vom Weißen Meer eilen die Belehrung Suchenden herbei, um uns neue Methoden, neue Erfindungen abzugucken. Unsere Fabriken sind Musterbetriebe, unsere Sorge für das Wohl der ärmeren Klassen hat das Gewissen älterer Nationen an die ernsteste aller Pflichten gemahnt. Politisch, sozial, wirtschaftlich sind wir so weit voraus, daß jeder Regung deutschen Geistes und deutschen Gewerbefleißes ringsum Neid und Bewunderung folgt. Und in der frohen Gewißheit, daß es nicht nur so bleiben, daß Muth und Kraft uns noch wachsen, an deutschem Wesen, nach dem Wort des preussischen Propheten, wirklich die Welt einst noch genesen wird, erhebe ich nun mein Glas und rufe: . . .“

„Ich habe genug. Ein wahrer Segen, daß wir uns vorher ein Bißchen gelüftet haben und wenigstens der Einleitung entgingen. Das ganze *carmen saeculare* hätte ich lebendig nicht überstanden.“

„Der Mann ist Kommerzienrath, lieber Sohn, sein hellgrauer Caviar war vorzüglich und im Zeichen seines Maximin Grünhäuser würde ich selbst mit Stumm Frieden machen. Was verlangst Du eigentlich? Die Rede . . . Er läßt offenbar jetzt bei einem der besseren Journalisten arbeiten. Etwas schwülstig und bunt; halb Leitartikel aus der Saison der ewigen Wahrheiten, halb Handelskammerbericht. Sogar Treitschke, trotz Antisemitismus. Die Sache muß nicht leicht zu memoriren gewesen sein. Ich war schon

froh, daß nicht Dreyfus, Dunkelmännerthum, agrarische Begehrlichkeit, Goethebund und Hohenzollernjubiläum vorkam. Wohl nur aus Rücksicht auf die drei Adelligen. Male Dir aus, was noch kommen konnte: Kunstgewerbe, drahtlose Telegraphie, Buchschmuck, Puppenallee, genirte Gazetten, Hypothekenbanken, Heintze, Selektion, Untergrundbahn und intime Dramen! Schließlich war gegen Das, was er sagte, doch nicht viel einzuwenden."

"Na... Du kennst meine Ansichten. Mich überläuft jedesmal, wenn ich diese Parademusik höre. Und Das geht jetzt Tag für Tag, wenigstens hier im Norden. Immer das selbe Leitmotiv: wie wir's nun so herrlich weit gebracht haben. O ja, bis an die Sterne weit! Faust kannte seine lieben Volksgenossen. Der Romane emballirt sich wenigstens, wenn er prahlt; diese leidenschaftlose Renommisterei ist unerträglich. Gewiß haben wir große Leute gehabt. Aber hat man ihnen das Leben nicht schwer genug gemacht? Sind sie nicht wie ein Kranichschwarm hoch über den Häuptern der Zwerge dahingezogen, die nun in fettigem Stolz lächeln, weil es in ihrem Land auch einmal Riesen gab? Ach, wie nöthig wäre uns ein Swift, viel nöthiger als die berühmte starke Flotte! Nichts einzuwenden! Du bist wieder mal nihilistisch gestimmt. Wenns nicht zu langweilig wäre, könnte ich in einer Viertelstunde diese ganze Phrasenfassade niederreißen. Sieh Dir doch — present company always excepted — draußen die Gesellschaft an, die da bei Zigeunergefiedel dreiundneunziger Pommern trinkt, lausche ein Weilchen nur ihrem Geschwätz! Ist Das Kultur? Und diese Sippe, Bank, Diplomatie, Kommerz, ist ja ungefähr noch das Gebildetste, was wir zu bieten haben. Rein, mein Junge: wir rebarbarisiren uns; und zwar rapid. Das verständigste Wort, das unser Victor Hugo Rommsen je gesprochen hat. Dieser Triumph über das Ende des Feudalismus! Als ob die absolute Geldherrschaft an sich vorzuziehen wäre, die Menschen glücklicher machte! Ueberhaupt: Glück! Lieber Gott! Die jedem Individuum zugemessene Glücksmenge ist eine Konstante und alles Bemühen, sie für einen veränderlichen Parameter auszugeben, dünkt mich ein schlechter Spaß. Freiheit! Als ob der Mann, der sich mit seiner Arbeitskraft als einzigem Besitz, einziger Waare auf den Markt stellen und mit billigem Angebot die Käufer herbeiwinken muß, weniger hörig wäre als ein der Scholle Verschiedener der Frohnzeit! Und gar Gleichheit! Ja, wenn beim Auszug in den Kampf ums Dasein Waffen und Rüstung gleich wären, ließe sich allenfalls darüber reden. So aber verbraucht der schlechter Ausgestattete die Hälfte, drei Viertel und mehr seiner Kraft, ehe er nur konkurrenzfähig wird, wie das hübsche Modewort ja wohl

lautet. Und so siehts in allen Stockwerken des begriffleeren Wörtergebäudes aus. Rabigwände. Bazarmöbel. Dessenliche Meinungen. Niemals Fleisch, geliebte Puppe! Wir stecken in den ärgsten Vorurtheilen, sind abergläubig wie Kinder, rachsüchtig wie die wildesten Talionanbeter und mitleidlos wie die Fidschi-Insulauer, die ja auch mal durch ihre Industrie berühmt waren. Und der Mann wagt, von Pericles mit hängender Fettilippe zu reden! Allerdings: Dynamos von dreitausend Kilowatt gab es damals noch nicht. Aber das Gesicht des Atheners — nicht etwa des Zeno oder Anaxagoras, nein: des dunkelsten Ehrenmannes — möchte ich sehen, der an den marmornen Gräueln unserer neuen Marzgrafenstraße vorüberschritte; er würde sich bei den Skythen glauben. Und selbst vor hundert Jahren! Da wurde von Kant die Vernunft, von Fichte, tant bien que mal, alle Offenbarung kritisiert. Da schrieb Herder die Briefe über Humanität, schwärmte Schelling von einer Philosophie der Natur. In Weimar saß Goethe, in Jena Schiller. Jean Paul, Novalis, Hölderlin, Tieck, Schlegel dichteten, still, ohne Klängelbegleitung. Heinrich Kleist übte die Schwingen zum ersten Flug. Schleiermacher sprach über Religion. Humboldt und Gauß waren auch nicht zu verachten. Und der Staat! Ich weiß: er sollte bald zusammenbrechen wie eine unsolide Grundschuldbank; aber sind wir heute denn vor einem Jena sicher? Unter dem Tritt des amoralischen Riesen konnten sich härtere Balken biegen. Noch aber war es der Staat Friedrichs, der einzige, der nach Mirabeaus Ansicht einen geistreichen Kopf ernstlich beschäftigen konnte, ein kunstvoller, den Aufgaben der Zeit angepaßter Organismus, nicht unsere graue Mechanik, die von grünen Tischen aus umständlich geregelt wird und jedesmal versagt, wenn sie was Beträchtliches leisten soll. Viertausendmillionenexport, Weltpolitik und Weltmarschallamt können mir nicht imponiren. Kultur brauchen wir. Und so lange wir die nicht haben . . .“

„Du schimpfst allerliebste und bist so grenzenlos ungerecht, wie ichs gern habe. Die Kultur kommt. Warte nur!“

„Bis ich schwarz werde oder bis die Thiergartenstraße richtig sehen und natürlich empfinden lernt?“

„Nicht ganz so lange, — obgleich ichs fast wünschen möchte. Die merkwürdige Herzlichkeit, womit Du Dich über jeden Schmutzwinkel dieser anmuthlosen Uebergangszeit zu ärgern vermagst, hat uns einander ja zuerst näher gebracht. Alles, was Du da sagst, ist wahr; und Alles doch auch wieder falsch. Gewiß fehlt uns noch die einheitliche Kultur, ist die ganze Modernität nur Fassade. Moses und Darwin: Das muß eines Tages

Kurzschluß geben. Hinter großen Worten ein Wust von Aberglauben, Dummheit und Progerei. Teleologie, Willensfreiheit, Krone der Schöpfung: Alles noch in schönster Ordnung. Vielleicht waren wir wirklich, wie Dein feiner Freund Mirabeau meinte, längst vor der Reise schon angefault. Vielleicht bekommt uns auch Reich, Macht und Herrlichkeit nicht, brauchen wir, um uns wohlzufühlen und Tüchtiges zu leisten, die Hygiene der Niederlagen. Wenn Du sagst, das geistige Klima des alten, zerrissenen, verspotteten Germanenlandes, ohne endemische Denkmalsfeuche, patriotische Kunst, Flottencorillon und Einzüge angeblich siegreicher Truppen, sei Dir behaglicher: *concedo et accedo* mit aller wünschenswerthen Inbrunst. Nur machen wir damit keinen Hungernden satt. Nur können wir das in Neujahrartikeln selten fehlende fürchterliche ‚Rad der Entwicklung‘ nicht rückwärts drehen. Sollen wir eine etwas größere Schweiz werden und am Müggelsee Luxushotels für zu Hause nicht mehr amüsable Milliarden erbauen? Ganz leicht werden auf diesem schmalen Pfade fünfzig und etliche Millionen deutscher Menschen, denen jährlich mindestens siebenhunderttausend nachwachsen, nicht zu ernähren sein. Das aber ist das Problem. Du hast — nimms nicht übel! — das Ziel, wie mir scheint, nie nüchtern ins Auge gefaßt. Die Kultur muß den besonderen Bedingungen des zu einer bestimmten Stunde unvermeidlichen *struggle for life* angepaßt sein. Sie kommt. Man merkt es nur nicht gleich. Denke an Haedels berühmte Sätze über die Bedeutung des Viehfutters, der Mäuse und Kägen für Kraft, Gedeihen, persönliches und politisches Glück der Angelfachsen, an Alles, was er über die unsichtbaren Relationen der Dinge sagt. Du kannst von einer Zeit nicht mehr verlangen, als daß sie zu ihrem Ziel sich die Wege sucht. Das Ziel mag Dir nicht gefallen; mit Artistenekel à la Ruskin, Niehsche, meinetwegen auch Tolstoi, mit dem leidenschaftlichen Haß Derer, die nicht nur ein Schraubchen an einer Riesenmaschine sein möchten, ist dagegen nichts auszurichten. Die Masse ist da, die Masse will Lust, Licht, Brot und hält sich bei den feinsten Individualitätchen nicht lange auf. Du forderst vom Staat, er solle ein Kunstwerk sein, ein aristotelisches oder wenigstens ein friderizianisches. Sieh Dir lieber eine Aktiengesellschaft an, den Kohlenverkaufsverein oder den Bankentrust, der über den Jahrhundertultimo hinaus, trotz China, sinkender Konjunktur und Spielhagenkrach, die Kurse hielt. Das sind unsere Kunstwerke. Du sprichst von Politik. Lies den Kurszettel! Das ist das für die Geschichte von heute und morgen wichtigste Dokument. Was ist denn der Staat, was alle offizielle und offiziöse Politik? Carnegie vermag viel mehr

als der Weiße Zar; und wenn übermorgen in irgend einem Laboratorium die chemische Herstellung brauchbaren Zuckers gelingt, dann wird dadurch das Weltbild bald ganz anders verändert sein als durch irgend einen asiatischen oder afrikanischen Krieg, von dem die Zeitungen voll sind. Wirtschaft, Horatio! Wurf die moralischen und die aesthetischen Maßstäbe von Dir und lerne endlich erkennen, daß Du . . .“

„in der Zeit des schrankenlosen Kapitalismus lebst. Schön. Also das Jahrhundert des Goldes. Da hätten wir ja einen Namen, der paßt und ‚den Ruhm dieser unvergleichlichen Menschheitsepoche erschöpft.‘ Kalifornien, Transvaal, Alaska: welche Ernte in zehn kurzen Lustren! Kein Wunder, daß dem neuen Götzen die alten Götter weichen mußten. Doch warum dann die Heuchelei, die wir an den Konstantin und Chlodowech, an dem Basken Loyola und dem Schwaben Hegel so bitter tadeln zu sollen glauben? Warum feiern wir Achtundvierzig als den rothen Lenz der Freiheit und nicht als das Jahr der ersten großen kalifornischen Goldfunde? Warum, statt der Hochgefühle und edlen Sentenzen, nicht einfach das Bekenntniß: Wir wollen Geld verdienen, möglichst viel Geld, und müßten wirs aus den tiefsten Schlammstichichten hervorschöpfeln?“

„Wir wollen! O Du höchst moderner, höchst unsicherer Determinist! Erstens sind aus unserem Bewußtsein die Gespenster nicht so schnell zu verschrecken, wie Deine Salonweisheit sich träumt. Die kirchliche Mythologie hat Galileis Werk überlebt und heute noch wird gepredigt, als ahnte Niemand, daß die Erde nur ein mittelgroßer, um eine Sonne kreisender Planet ist. Und zweitens solltest Du wissen: Wollen, heißt: wollen müssen. Aber Du wirfst den Ethiker und Aesthetiker nicht los. Rechne einfach, mein Sohn, wie Deine von Grüblerhang weniger geplagten Mitbürger rechnen. Industrie ist eine Kulturform, die Du noch nicht siehst; Kapitalismus ist eine Weltanschauung, zu der man sich noch nicht gern bekennt. Wie soll die unheimlich rasch wachsende Bevölkerung gesättigt werden? That is the question. Das Kapital, das, wie alle Großmächte, wie Könige, Priester und Proletariat, seiner Natur nach international ist, miethet sich Technik und ‚reine‘ Wissenschaft. Ein beinahe allmächtiger Bund, der daran denken kann, je nach Boden, Klima, Civilisation, Anlagen die Weltarbeit unter die Völker der Erde zu vertheilen. Denn der Nordländer soll seinem undankbaren Boden künftig nicht mehr abzuquälen und abzuschmeicheln versuchen, was unter heißerer Sonne ohne Nachhilfe dreimal in einem Jahr wächst. Er soll auch nicht Monate lang Kopf und Hand ruhen lassen und den Winterschlaf der Felder mitschlummern,

sondern sich, als Europäer, an feinere, besser bezahlte Arbeit machen und für die grobe Kulis, Nigger und Hindus zusammentreiben. Gebraucht werden Rohmaterialien aus der Fremde, Abnehmer in der Fremde. An Verkehrsmitteln fehlt es nicht. Und nun, vorwärts, Gelehrter! Du machst aus Kalk und Kohle Spiritus. Gut. Du lieferst uns künstliche Vanille, künstlichen Indigo, wirkst die herrlichsten Farbenwunder in der Anilinfabrik. Gut. Aber wir fordern von Dir nun auch Mehl, das keiner Aehre entstammt, Kartoffeln, die nicht in der Scholle wuchsen. Gib uns die Synthese des Eiweiß, damit wir, je nach Bedarf und Belieben, uns die Schöpfung rekonstruieren können. Liefere uns Luftschiffe, in denen man Waaren schnell befördern, aus denen man Dynamitmengen schleudern und schnell ganze Städte zerstören kann. Hilf uns Werthe erzeugen, Werthe vernichten, — kostbare Werthe in lohnenden Massen. . . Hörst Du diese Stimmen nicht, weil die Politiker lauter schreien und hochgeborene Schwindler der Volkspheantasie geschäftig neue Tapeten anpreisen? Laß sie brüllen, Titel und Orden erstreben und Prinzenwindeln auswaschen! Gönn ihnen doch den Schein entschwendener Macht! Ihre Zeit ist vorbei und ihre armsüßigen Gesetze sind nicht werthvoller als die Koproolithen der Ichthyosaurier. Diese Leute können uns nicht den Frieden erhalten, die Kriegsfurie nicht losbinden, sie können nur schwächen, desoriren, posiren. An ganz anderen Stellen wird über die Geschichte der Völker entschieden. In ganz anderen Regionen wächst die neue Kultur, die den neuen Aufgaben angepaßt sein wird. Wahn, Aberglaube, der ganze fahle Leichenkammerspuk hemmt noch den Blick. Bald aber werden die Blinden selbst sehen. Und dann, wenn Du merkst, wie planvoll für die kommenden Futterkämpfe, Welttrusts und Parasitenhndikate Alles vorbereitet ward, wirst Du das Jahrhundert, das mit der Industriekultur in die Wochen kam, vielleicht höflich, doch sicher nicht mehr unbeträchtlich nennen.“

„Und das Volk, dessen Ueberlegenheit die Stael in drei Eigenschaften begründet fand: in der abgeschlossenen Eigenart der Einzelnen, der Unabhängigkeit des Geistes, der Liebe zur Einsamkeit? Was wird während der Schlachten um den Trog und das Gold aus diesem deutschen Volk? Was ist heute schon aus ihm geworden!“

„Kein Volk der Denker und Dichter, — gewiß nicht. Eigenart, Unabhängigkeit, Liebe zur Einsamkeit gedeihen nicht in Industriekasernen. Einen Kranz auf das Grab, meinestwegen auch eine Thräne. Dahin. Das kommt nicht wieder. Aber kein Kraftaufwand geht spurlos verloren. Seneisenau würde freilich staunen; und Kant noch mehr. Doch der Imperativ wirkt

nach. Und ohne die Drillmeisterschaft hätten wir nicht die Gelehrtenbataillone, die in Fabriken und Laboratorien schweigen, Mann neben Mann, und deren stummer Massenarbeit die an Kapital arme deutsche Industrie den besten Theil des Sieges zu danken hat. Willst Du gerecht sein, so stieh wenigstens dorthin und spähe nicht auf der Trüffelweide nach Menschen aus. Was hier um uns schmaht, was nebenan unterm elektrisch beleuchteten Tannenbaum der Zigeunermusik lauscht, ist nicht Deutschland, ist wurzellos, heimathlos, wie der Stamm der braunen Fiedler, die von Lust und Leid kaum mehr noch als die Grimasse haben. Glaubst Du, daß die fermiers généraux Deiner guten alten Zeit beim Mahle lieblicher zu schauen waren, daß man an den Schlüßellochern der Prunkpaläste und Wechselstuben horchen muß, um zu erfahren, wann der neue Gott sich den Weltwehen entbinden wird?.. Wir sind fast die Letzten. Komm! Zwar dämmert ein Feiertag. Ein paar Vorposten des Heeres aber kann ich Dir zeigen, das sich im Dunkel zur Schlacht aufstellt. Kein anderes Säkulum konnte Dir diesen Anblick bieten, keins kannte ein von Volksschule, Volksversammlung, Volksbühne, Volkszeitung belehrtes, zur Wahl berufenes Proletariat, das seine Nacht täglich bewußter empfindet. Ja, mein Junge, der Chor will nicht mehr still im Halbkreis stehen, sondern vorn mitagiren. Ob unser Kommerzienrath davon träumt? Schlage den Kragen hoch! Was soll aus der Welt denn werden, wenn die so lange Geduldigsten, Frauen und Lohnknechte, sich nicht mehr ausbeuten lassen wollen?"

* * *

Die Straßen sind weiß von Reif, Brot, Milch, die Zeitung wird ausgetragen. Die Werke, die Licht und Kraft schaffen, stehen nicht still. Das Leben erwacht. Blutroth steigt dem Jahrhundert die erste Sonne empor.



Relativismus.

Zeit dem Anfang der siebziger Jahre nimmt der Vorwurf des Relativismus gegen die Geschichte zu. Ihr beseitigt, so ruft man, jeden Maßstab, Ihr stürzt jede Autorität, Ihr entfernt den Menschen, die Nation moralisch durch die Lehre von der relativen Bedeutung alles menschlichen Geschehens; Ihr untergrabt die persönliche Energie und damit die Zukunft des Volkes. Wirklich? Eine politische Historie, die das historische Geschehen nur als im Grunde kaleidoskopartiges Wechseln immer der selben psychischen Kräfte ansieht, mag so wirken; und jedenfalls ist zur Zeit ihrer Herrschaft der Vorwurf des Relativismus entstanden. Die neue historische Richtung weist dagegen den Gedanken des Relativismus weit von sich.

Was will die Wissenschaft, jede Wissenschaft? Sie will das Geschehen, sei es das der Natur oder das des Geistes, das in seinen Theilen immer singularär ist, weil es sich für unsere Anschauung in der einseitigen Bewegung der Zeit vollzieht — der Inhalt keiner Sekunde gleicht dem einer anderen —, sie will, es sei wiederholt, dies in unendlichen Summen singularärer Momente verlaufende Geschehen uns geistig beherrschbar machen dadurch, daß sie die gleichartigen Momente in den einzelnen Gruppen dieses Geschehens heraushebt und danach eben diese Gruppen bildet, einander zu- und überordnet, — kurz: über der Singularität des Geschehens ein Begriffsgebäude errichtet. Wird dadurch die ungeheure Fülle des Singulären erschöpft? Keineswegs und in keinerlei Sinne. Das Individuelle entschlüpft der wissenschaftlichen Forschung, deren Werkzeug stets die Vergleichung ist; von jeder Persönlichkeit speziell, der kleinsten wie der größten, gehört der Geschichte nur an, was von ihr in den allgemeinen Strom des Geschehens, in die verschiedenen Momente der Entwicklung übergegangen ist. So subsumire ich der Ausbildung der deutschen Naturalwirthschaft um 800 die wirthschaftliche Arbeit aller der Tausende von Individuen, die damals die Nation ausmachten; und so ordne ich auch die Seiten der Thätigkeit Karls des Großen der Verfassungsentwicklung wie den anderen Seiten geschichtlichen Lebens ein, für die der große Kaiser in Betracht kommt. Das Privatleben und das im Tiefsten Besondere der Persönlichkeit dieser Tausende wie des Kaisers kommt dabei für mich nicht in Betracht. Ueber das Allgemeine hinaus also das Individuum, und sei es das Kaiser Karls, zu erfassen, ist nicht Aufgabe der Geschichtswissenschaft. Denn wie soll es mir wohl möglich sein, anders als intuitiv im eigentlichen Sinne, als gleichsam prophetisch seine tiefste Sensibilität, den unreduzirbaren, recht eigentlich untheilbaren, individuellen Kern in ihm zu erfassen? Charakteristiken sind Aufgabe der historischen Kunst, niemals der historischen Wissenschaft; sie sind nicht Fleisch und Blut, geschweige denn Knochengerüst des Körpers der geschichtlichen Darstellung.

So hat schon der größte Historiker des Alterthums, Thukydides, geurtheilt; wir müssen bestrebt sein, die Höhe seiner Anschauung wieder zu erklimmen.

Was aber hat dann der Relativismus mit der historischen Wissenschaft zu thun? Nichts, aber auch gar nichts! Sittliche Urtheile, ästhetische Schätzungen beziehen sich immer auf das Singuläre, Individuelle: kein Kulturzeitalter, kein Stil an sich ist schön oder göttlich oder häßlich oder unsittlich: nur das Einzelne eines Zeitalters, das besondere Kunstwerk eines Stils ist es. Ganz ähnlich steht es mit dem Religiösen. Die erhabene Gestalt Christi ist mit ihrem Wirken in den geschichtlichen Verlauf übergegangen; wie des Genaueren: Das hat der Historiker zu zeigen. Eine Vergliederung des Charakters Christi dagegen ist keine historische Aufgabe; das Singuläre, das in diesem Falle, wie man auch zur göttlichen Natur Christi sehe, erhaben und großartig Singuläre erschließt sich keiner geschichtswissenschaftlichen Betrachtung. Mit seinem Takt hat Das Ranke erkannt; er hat in seiner Weltgeschichte eine Charakteristik Christi vermieden; seine Frömmigkeit leitete ihn hier richtig. Glaube, Frömmigkeit ist ein Verhältniß unmittelbar des Einzelmenschen zu einer höheren, in jedem Offenbarungsglauben geschichtlich singulär gedachten Gewalt: es stellt sich her ohne irgend welche Ingerenz der Geschichtswissenschaft, deren Aufgabe fernab liegt von dem Rathfelde des Individuellen.

Wenn nun Werthurtheile und Werthempfindungen, sei es religiösen, sei es sittlichen, sei es ästhetischen Charakters, sich auf ganz andere Seiten des menschlichen Forschens richten als die, welche die Geschichtswissenschaft in Betracht zieht: wie können dann beide mit einander zusammen stehen und wie könnte gar etwa die eine von der anderen abhängig sein? Die Werthurtheile religiösen, moralischen, ästhetischen Charakters stören die Geschichtswissenschaft nicht und deren vergleichende Betrachtungsweise hebt keineswegs die individuelle Werthschätzung vom Standpunkt irgend welcher Normwissenschaften auf.

Aus diesem Zusammenhang ergibt sich zugleich, als ein Ueberprodukt, daß es keinerlei Philosophie geben kann, die für die Geschichtswissenschaft Normen bildet. Das mag aber doch noch ausdrücklich betont sein in einer Periode, die aus der künstlerischen allgemeinen Zeitströmung wieder einen normenbildenden Charakter der Philosophie, einen neuen Platonismus gleichsam, aufzubauen versucht, so daß für die Einzelwissenschaften am Horizont die gefährdrohenden Wolken philosophischer Bevormundung, wie einst in den Zeiten des Schellingianismus und Hegelianismus, emporziehen. Denn woher sollte wohl die Philosophie diese Normen nehmen, wenn nicht aus den Erfahrungen des Geisteslebens? Die Erfahrungen des Geisteslebens aber kodifizirt und präsentirt in geordneten Reihen doch auch die Geschichtswissenschaft. Als solche ist sie, ungestört von Vorgängen auf dem Gebiete der Philosophie, also eine Voraussetzung der philosophischen Normenbildung und eben darum nicht von ihr abhängig.

Eine Antwort.*)

Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hatte die medizinische Wissenschaft noch wenig Raum gewonnen. Man kannte die Anatomie, den Blutkreislauf und hatte eine Ahnung von der Verbrennung, aber die biologische Erkenntniß war noch gering. Dagegen gab es eine auf dem Boden der Erfahrung erwachsene treffliche Tradition der Krankenbehandlung und vorzügliche Aerzte. Das Wissen war Stückwerk, das Können war groß.

Die Fortschritte der Naturwissenschaften eroberten der medizinischen Wissenschaft ein weiteres Gebiet. Man hatte nun einen Weg, — doch zunächst einen Umweg. Die junge Wissenschaft stützte sich auf die organische Chemie, auf Physiologie und pathologische Anatomie (Experiment, Vivisektion, Mikroskop) und ihre Vertreter dachten oft einseitig chemisch, waren nicht selten mehr um das Trennen als um das Binden bemüht. Man sah im

Prozesse nach der Formel stets gleichmäßig vollzogen, in der man gegen Krankheiten mit Heilmitteln kämpfte. Auch hatte der neue Wissensstolz mit der Tradition und Erfahrung der alten Schule gebrochen und vernachlässigte ärztliches Können zu Gunsten des Wissens. Der Arzt trat hinter den Mediziner zurück, der Theil hinter das Ganze. Die Krankheit galt Alles, der Kranke wenig oder nichts.

Das letzte Drittel des Jahrhunderts brachte den entscheidenden Fortschritt. Die physikalisch-diätetische Lehre, die ich die biologische nenne, ging auf das Ganze, ergänzte die chemische Betrachtungsweise durch die physikalische und verband, getragen von der wachsenden Einsicht in die Vorgänge des Lebens, das neue Wissen mit dem Können der Alten. Der Mensch als Ganzes wurde nicht nur als Objekt, sondern als in jedem Falle verschieden (individualisirend) zu behandelnder Hauptfaktor ärztlichen Wirkens erkannt. Als Ideal wurde die Selbsthilfe des Körpers im Fall der Erkrankung bezeichnet. Mit dieser Erkenntniß war ein neuer wichtiger Fortschritt erzielt, war endlich der rechte Weg für die persönliche Hygiene gewiesen. Die oft gehörte Phrase: „Krankheiten verhüten!“ wurde nun richtig verstanden; man sah ein, daß es sich nicht darum handle, nur Schutzmittel von außen zu finden oder die Gefahr erkennen zu lehren, um sich dann vor ihr zu vertriehen, sondern darum, den Widerstand im Innern zu stärken. Arzt und Pflögling waren damit an die richtige Stelle gesetzt. Dieser als selbstthätiger Mitarbeiter des Arztes, Jener als Berather und Führer der Gesunden und Kranken.

*) Auf die Frage des Besitzers einer großen amerikanischen Zeitung, wie Schweninger das medizinische Ergebnis des abgelaufenen Jahrhunderts beurtheile und was er für seine Kunst von dem neuen Säkulum hoffe.

Nach dieser Richtung — sie ist noch jung und keineswegs herrschend — wird, wie ich glaube, im zwanzigsten Jahrhundert der Weg weiter gebahnt werden. Sollten Einflüsse aus der vielfach noch herrschenden zweiten Periode sich fernerhin geltend machen, sollten die Auswüchse dieser Zeit (Laboratorienwissenschaft, Methodenglaube, Spezialistenthum, Ueberschätzung der Technik, namentlich der chirurgischen) nicht beseitigt werden, dann freilich hätte man Grund zu ernstster Sorge. Bleiben wir aber in der biologischen Richtung, dann werden wir in weiser und vorurtheilsofer Ausnützung der glänzenden Resultate einer mit allen Mitteln fortschreitender Technik arbeitenden und alle Hilfsmittel, Luft, Licht, Wasser, Nahrung, Arzneien (Serum), mechanische und physische, chemische, thermische, bakterielle und nervöse Einwirkung in ihre Betrachtung ziehenden Forschung zweifellos in Krankenbehandlung, persönlicher und öffentlicher Hygiene reiche Früchte ernten.

Wird dadurch die durchschnittliche Lebensdauer künftig verlängert werden? Diese Frage ist mit Ja oder Nein schwer zu beantworten. Kulturelle Einflüsse (Uebersiedelung der Städte, Art des Erwerbtlebens u. s. w.), deren Schädlichkeit sich zwar etwas einschränken, deren Entwicklung sich aber nicht vorhersehen läßt, erschweren das Urtheil. Viel wird stets auf das Verhalten der Einzelnen ankommen. Der Arzt kann nichts Anderes thun, als das mehr oder minder defekte Individuum nach bestem Wissen und Gewissen behandeln. Immerhin kann er auch ein paar allgemeine Rathschläge ertheilen. Nicht hat die Erfahrung die folgenden Leitsätze schäzen gelehrt: 1. Schafft Euch einen gesunden, genuß- und arbeitsfähigen Körper, übt ihn, aber überanstrengt ihn weder im Genuß noch in der Arbeit. 2. Fürchtet nicht den Ergeß, aber seine zur Gewohnheit werdende Wiederholung. 3. Macht Euch frei von und hütet Euch vor der Schablone. 4. Liebt den Muth und haßt die Kengstlichkeit. 5. Fürchtet nicht die sogenannten Feinde von außen (Bazillen, Bitterungseinflüsse u. s. w.), sondern wappnet Euren Körper gegen ihren Einfluß und ihren Einbruch. 6. Hütet Euch am Meisten vor den eigenen Fehlern. 7. Glaub nicht, daß Euch Gesundheit oder Genesung geschenkt wird, sondern wißt, daß sie erarbeitet werden wollen. 8. Helft dem Arzt also bei seiner Arbeit, wie Ihr hofft, daß er Euch helfe. 9. Vergesst nie, daß es hauptsächlich auf Euch ankommt, daß Euer Körper das Instrument ist, auf dem der Arzt in Tagen, wo es Euch schlecht geht, spielt, daß er sein wichtigstes Heilmittel ist. 10. Meidet die Gewohnheit! 11. Strebt nach körperlicher und seelischer Harmonie! 12. Lernt Euch selbst erkennen, kritisiren, diszipliniren!

Auch diese Sätze werden den Tod nicht bannen, das Leben nicht über die natürliche Grenze hinaus verlängern. Wer sie befolgt, darf aber hoffen, nicht eher vom Licht scheiden zu müssen, als bis in weiser, sparsamer und doch nicht knauseriger Lebensökonomie der letzte Rest seiner Kraft verbraucht ist.

Groß-Lichterfelde.

Professor Dr. Ernst Schweninger.

Sozialismus und Persönlichkeit.

Su der Rangordnung der Forschungszweige ist die Gesellschaftswissenschaft ein noch kaum geduldetes, geschweige denn angesehener Neuling. Es giebt keine Lehrstühle an unseren Hochschulen für sie und die großen öffentlichen Bibliotheken, die freilich in diesem Betracht sehr konservativ sind und die Volkswirtschaftslehre zuweilen noch heute nicht in diesem Sinn anerkannt haben, werden schwerlich vor dem Jahre 2000 in ihren Sachbücherverzeichnissen einen eigenen Band für sie einrichten. Von der Spitze der gelehrten Hierarchie aus verkündet man die Ansicht — man hört sie aus sehr erlauchtem Munde —, dieses neue Wesen sei weder als lehrbar noch lernbar anzusehen. Das heißt auf Deutsch: Vorlesungen darüber zu halten oder darüber zu schreiben, sei eine Thorheit. Daß einige nicht unbedeutende Menschen, wie Comte und Herbert Spencer, dieser selben wunderlichen Laune schon seit mehr als einem halben Jahrhundert fröhnen, daß wenigstens in Frankreich schon eine ganze Anzahl von Gelehrten lediglich Gesellschaftswissenschaft treibt, wird dabei offenbar als unerheblich bei Seite gelassen. Indessen es sind nicht diese Lobredner alter Zeiten, die das Emporkommen der neuen Forschungsweise hindern werden. Viel gefährlicher für sie ist, daß sie älteren, ihr näherverwandten Nachbarinnen gegenüber erst ihr Daseinsrecht wird erkämpfen müssen. Die in ihrer heutigen Gestalt auch erst etwa ein halbes Jahrhundert alte Volkswirtschaftslehre hat, in Deutschland wenigstens, die gesellschaftswissenschaftliche Arbeit, die überhaupt geleistet worden ist, bisher gewissermaßen im Nebenamt gethan; oder vielmehr nicht im Nebenamt, sondern in vollkommener Mischung mit ihrer Hauptaufgabe. Es wäre Thorheit und Aberwitz, sich über diesen Sachverhalt nicht zu freuen; denn fast alle wirtschaftlichen Vorgänge haben zugleich gesellschaftliche Bedeutung und überdies haben große Volkswirtschaftslehrer auch gesellschaftsgeschichtliche Forschungen ersten Ranges angestellt. Dennoch liegt für die Selbstständigkeit der neuen Wissenschaft in diesem Abhängigkeitsverhältniß eine große Gefahr, vor Allem deshalb, weil dadurch die Meinung erweckt wird, für ihre Ziele sei der volkswirtschaftliche Weg der nächste oder gar der einzige. Beides aber wäre falsch: der Gesellschaftswissenschaft liegt die Bearbeitung sehr viel weiterer Stoffgebiete ob und sie kann und soll der Betrachtung der Stände- und Klassenverhältnisse, der Rechts- und Verfassungszustände der Staaten mindestens eben so viele Ergebnisse abgewinnen; ja, sie hat nach meiner Ansicht auch aus allem geistigen Leben der Völker ihre Schlüsse zu ziehen. Glauben, Forschen und alles künstlerische Schauen hat so starke Persönlichkeitsgehalte, daß die Gesellschaftswissenschaft, deren vornehmste Aufgabe eben die Lehre von der Persönlichkeit ist, von ihnen Kenntniß nehmen muß, wenn anders sie nicht auf reichen Gewinn verzichten will.

Ja, zuletzt würde die Volkswirtschaftslehre selbst den besten Vortheil daraus ziehen, wenn ihr Gebiet auch von einem einseitig gesellschaftswissenschaftlichen Standpunkt her betrachtet würde. Jeder Wechsel des Gesichtswinkels, unter dem das selbe Ding beobachtet wurde, hat sich noch immer als wissenschaftlich nützlich erwiesen.

Aber ganz im gleichen Sinne wie im Bereich gelehrter Arbeitsteilung hat auch im handelnden Leben die Gesellschaftswissenschaft noch um die nothdürftigsten Anfänge der Anerkennung zu kämpfen. Man sollte meinen, daß heute, da eine große Partei sich sozial nennt, da aller Streit unseres inneren Staatslebens sich an der sozialen Frage entzündet, die Wissenschaft vom Menschen als sozialem Wesen ihre Stimme am lautesten erhöhe und daß sie am Ehesten gehört würde. Und doch ist ungefähr das Gegentheil der Fall; die Rolle, die hier für sie beansprucht wird, ist ganz und gar der Volkswirtschaftslehre zugefallen. Forscht man nach dem Grund, so ergibt sich, daß die Frage, die im Mittelpunkt aller staatlichen Meinungskämpfe steht, zwar gewiß eine im tiefsten Kern gesellschaftliche ist, daß sie aber in der Hauptsache als wirtschaftliche aufgefaßt wird. Und zwar in beiden Lagern: die angeblich soziale Frage ist wesentlich eine Frage der Gütervertheilung. Kein Zweifel: auch als solche hat sie die einschneidendsten Wirkungen auf Gesellschaft und Persönlichkeit; aber eben diesen Wirkungen wird man nicht völlig gerecht, wenn die volkswirtschaftliche Betrachtungsweise als die allein maßgebende gilt. Und wenigstens an einer Stelle, die freilich, wie mich dünkt, den Mittel- und Hauptpunkt des ganzen Streites ausmacht, soll im Folgenden der Versuch gemacht werden, sie durch eine eben so einseitige gesellschaftswissenschaftliche Betrachtung zu ergänzen. Es wird nicht in irgend welcher politischen Absicht geschehen. Die Kritik, die hier am Sozialismus geübt werden soll, will ihn weder bekämpfen noch fördern, sondern lediglich beurtheilen. Mir kommt vor, als sei solche rein wissenschaftliche Auffassung die einzige, die einem Gelehrten wirklich wohl ansteht, die einzige, mit der er an seinem Theile dem Leben und dem Handeln am Besten dient.

Marx war seiner ganzen Anlage nach vorwiegend Volkswirtschafts-Forscher, Wirtschafts-Philosoph. In seinem Hauptwerk wird man die Stellen zählen können, an denen er dem ihn leidenschaftlich beschäftigenden Stoff in irgend einem Sinne eine vorwiegend gesellschaftliche Seite abzugewinnen weiß. Das kommunistische Manifest steht anders; es ist voll von einem rein gesellschaftlichen Gedanken, von den Grundsätzen des Klassenkampfes und dann wieder der Beseitigung aller Klassentheilung. Und als eine in das staatliche Leben eingreifende Partei hat die Sozialdemokratie eine ganz ähnliche Stellung eingenommen. Die von ihr angestrebten Ziele sind am letzten Ende zu einem Theil zwar durchaus gesellschaftliche, zum größeren aber rein wirth-

schaftliche, die allerdings auch zugleich gesellschaftliche Folgen haben, zunächst aber von der volkswirtschaftlichen Seite vollauf gewürdigt werden können. Neun Zehntel aller Erörterungen in diesem Lager haben jedenfalls vorherrschend volkswirtschaftliche Bedeutung. Im Kampf des Tages vollends treten die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Handarbeiterstandes, der der Träger dieser Bewegung ist, fast ausschließlich hervor. Und es wäre nur verwunderlich, wenn es anders wäre. Denn wohl geht ein tiefes Sehnen auch nach geistiger Förderung durch die Seelen der Fähigen und Empfänglichen in diesen Schichten, denen die Sorge um das Brot und der stete Druck einer oft übermäßigen Arbeitslast das Land der Schönheit und des Wissens ganz und für immer zu verschließen scheint; aber zunächst richtet sich begreiflicher Weise alles Denken und Trachten dieses aufwärts strebenden Standes auf die wirtschaftliche Besserung seiner Lage.

Ganz ähnlich steht es bei den Gegnern des Sozialismus, den Verteidigern der vorhandenen Gesellschaftordnung. Die Frage der Gütervertheilung, so weit das Endziel in Betracht kommt, und die tausend einzelnen Streitpunkte der Regelung von Arbeiterschutz und Arbeitszeit, Lohnstrengigkeiten und Arbeiterversicherung: Alles wird zunächst vom Standpunkt der Volkswirtschaft erörtert und bestritten. Zuweilen regen sich allerdings auch rein gesellschaftliche Bedenken: die Streitschrift, die Eugen Richter gegen die Sozialdemokratie gerichtet hat, geht vor Allem von dem Gedanken aus, daß ihr Zukunftsstaatbild dem Einzelnen allzu großen Zwang anthue. Und Einwände ähnlicher Art werden im Streit des Tages nicht selten erhoben. Aber man wird zugeben müssen, daß durch sie noch niemals irgendwie die wirtschaftliche Behandlung der Streitfrage bei Seite geschoben oder gar in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt worden ist.

Das aber ist meines Erachtens nöthig; und wenn hier von dem Verhältniß zwischen Sozialismus und Persönlichkeit gesprochen werden soll, so ist dabei doch nicht allein an die sozialistischen Zukunftsforderungen, sondern mehr noch an das allgemeine Vordringen des Gemeinheitsgeistes gedacht, das, vom Standpunkt der Gesellschaftswissenschaft und der Gesellschaftsgeschichte gesehen, vielleicht das wichtigste Zeichen der Zeit ist. Man verzege während sich nur einmal die Fälle der Erscheinungen, die sich im öffentlichen Leben der letzten Jahrzehnte in diesem Sinne deuten lassen. Der Staat selbst ist vorangegangen: er hat durch die Verstaatlichung der Eisenbahnen sich ungeheure Betriebe einverleibt und so viele Tausende von Arbeitern in eine beamtenartige Stellung gebracht. Deuten die Kohlenbergwerksbesitzer und Kohlenhändler, durch ihre Gewinnsucht verblindet, ihre Monopolstellung noch öfter eben so rücksichtslos aus wie in diesem Jahre, dann wird sich der Staat der Anforderung, auch ihre Unternehmungen anzukaufen, nicht mehr entziehen

können. Versicherungen und vielleicht auch der eine oder andere Zweig des Großgewerbes werden folgen. Die eigentlich gesellschaftliche Wirkung dieses Vorgangs aber, in dessen Verlauf wir mitten drinnen stehen, ist eine außerordentliche Verstärkung der schon jetzt stärksten Genossenschaft, die es giebt, des zum Staat zusammengefaßten Volkes, ein Zurückdrängen des freien Spieles der persönlichen Kräfte nicht nur im Wirtschaftsleben, sondern auch in Hinsicht auf den Einzelnen selbst, den Starken wie den Schwachen. Dem Schwachen kommt die Wandlung unzweifelhaft zu Gute; mag der Staat auch noch so sparsam sein mit der Entlohnung der ihm geleisteten Dienste, mit der Festigung der Arbeitsbedingungen, der Entlassung, des Aufwärtersückens und so fort: daß er minder willkürlich als der Privatbetrieb verfährt, ist offenbar. Den starken Einzelnen dagegen wird unverkennbar durch die selbe Maßregel Zwang auferlegt: der Leiter einer Privatbahn, der zugleich Besitzer ist, steht unergleichlich viel freier da als der gleichgeordnete Oberbeamte einer Staatsbahn. Seine Verantwortlichkeit ist größer, sehr häufig aber auch die Anspannung seiner Kräfte, die Ausübung seiner Arbeitszeit und so nicht nur die Güte seiner Leistung, sondern selbst das Kräftemaß seines Willens und Geistes. Nicht nur seine Thätigkeit, sondern auch seine Eigenschaften sind vielleicht höher zu werthen.

Das selbe Spiel aber wiederholt sich überall. Die Anhäufung, das Wachsthum der Betriebe innerhalb des Einzel-Unternehmertums haben die selbe Wirkung: je mehr Aktiengesellschaften, je mehr Riesengewerbetriebe wie der Krupps entstehen, desto höher schmilzt die Zahl der beamtenhaft Unselbständigen, die in den unteren Schichten damit wirtschaftlich Vortheil, gesellschaftlich keine Aenderung ihres Zustandes erreichen, während die Stärkeren unzweifelhaft wirtschaftlich — was gar nichts schadet —, aber auch an Persönlichkeitwerth, was sehr viel schadet, verlieren. Die Uebergänge sind hier minder scharf; der gut kaufmännische Instinkt der Leiter solcher Privatbetriebe weiß in den oberen Schichten durch zweckmäßig erfonnene Gewinnbetheiligung und freies Gemährenlassen dieser Gefahr wirksamer zu begegnen als der in solchen Dingen nie übermäßig geschickte Staat; er weiß aber auch die bessere Entlohnung und Sicherstellung der Schwachen, der Arbeiter und der niederen Beamten, zäher zu hintertreiben als der Staat, den heute ein demokratisches Reichstagswahlrecht und die Furcht vor einem drohenden Umsturz der Verfassung in allen diesen Ständen wesentlich beeinflussen.

Trotzdem ist auch hier der Wandel sichtbar, nirgends mehr als in dem Kampf um den Kleinhandel und das Kleingewerbe, der sich heute vor unseren Augen vollzieht. Man spricht wohl davon, daß der in Betracht kommende Mittelstand gar nicht im Schwinden begriffen sei, da sich ja die Zahl der mittleren Einkommen durchaus nicht verringere. Diese Auffassung ist ein guter

Beweis für die Einseitigkeit einer rein volkswirtschaftlichen Betrachtungsweise solcher Vorgänge. Denn freilich: die Einnahmen eines bei Wertheim beschäftigten Verkäufers sind nicht schlechter als die des selben Mannes, da er noch selbständiger Krämer war; aber daß seine Persönlichkeit, daß nicht nur seine Thätigkeit, sondern vielleicht auch seine Eigenschaften und Kräfte andere geworden sind, scheint mir unzweifelhaft. Gewiß gäbe es nichts Thörichteres, als diesen Hergang mit Gewalt aufzuhalten: wer einmal Gelegenheit gehabt hat, sich dem Belieben womöglich ohne Wettbewerb dastehender Kleinfaukleute oder Handwerker ausgesetzt zu sehen, wozu man in den dorfsartigen Vororten Berlins viel Gelegenheit hat, Der wird an die frohe Botschaft von der Matellosigkeit dieses Standes nicht glauben. Unendlich oft mühen sich in ihm Menschen mit zu geringer sachmännischer Ausbildung und ganz unzureichenden Mitteln ab, ohne je etwas Ersprießliches zu leisten. Das künstliche Mittelalter, durch das unsere Junft-Anwälte dem Rad der Entwicklung in die Speichen fallen wollen und das an die dunkelsten Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit erinnert, ist eine der unglücklichsten Ausgebirten rückschrittlicher Staatsanschauungen. Der Großbetrieb im Gewerbe wie im Kleinhandel ist in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle in jedem Betracht zweckmäßiger; und fast Alles, was gegen die gut geleiteten Mustergeschäfte der Art eingewandt wird, ist Vorurtheil. Vielleicht kann später einmal wieder der Handwerker und Krämer auf eigene Füße gestellt werden; vorläufig ist ihm die Schulung durch den Großbetrieb nur zu wünschen und der Tag herbeizusehen, an dem weitläufige Unternehmer anfangen werden, alle die unsinnig zahlreichen Bäckereien, Fleischereien u. s. w. und die noch zahlreicheren und noch schlechter versehenen Klein-Kaufläden bei Seite zu schieben. Gewiß: auch hier tritt ein schmerzlicher Verlust an Selbständigkeit-Eigenschaften und also an Persönlichkeitwerthen ein. Aber er ist durch rohe Gewalteingriffe und eben so rohe Begünstigungen des Staates, wie sie die Heißsporne unter den Junftmännern fordern, am Allerwenigsten aufzuhalten und nach Lage der Dinge durchaus nicht zu vermeiden.

Werkwürdiger noch ist vielleicht ein anderer Vorgang, der sich in unseren Tagen in immer weiter werdenden Kreisen vollzieht: das Vordringen des Genossenschaftsgeistes im Unternehmertum selbst, das, oft vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet, doch auch eine gesellschaftlich überaus bezeichnende Erscheinung ist. Vor mir liegt der Sojüngentwurf einer jüngst geschlossenen Verbindung dieser Art, eines Verkaufs-Kontors. Seine wesentlichste und wichtigste Bestimmung setzt fest, daß der gemeinsame — nebenbei bemerkt: nach Hunderttausenden, wenn nicht Millionen zählende — Absatz, den eine bestimmte Waare hat, unter eine Anzahl bisher selbständiger Großgewerb- und Großhandelsgeschäfte nach einem ein für alle Mal festgesetzten

Bruchtheil-Verhältniß zu vertheilen ist und daß keiner der Theilnehmer befugt ist, unter Umgehung der gemeinsamen Verkaufs-Vermittlungsstelle Geschäfte abzuschließen. Daß Preis und Güte der Waaren gemeinsamer Festsetzung unterliegen, ist selbstverständlich. Die rein gesellschaftswissenschaftlich in Betracht kommenden Folgen eines solchen Vertrages sind sehr weittragende: sie bedeuten eine Abdankung des Einzelunternehmers zu Gunsten einer großen Gemeinschaft und eine Aufhebung des Wettbewerbes unter einer Anzahl bisher in schärfster Nebenbuhlerschaft vorwärts strebender Großhändler. Fast könnte man sagen, jeder der Beteiligten könne von nun ab die Hände in den Schoß legen: sein Absatz, bisher der Gegenstand seiner täglichen und stündlichen Sorgen und Bestrebungen, ist ihm sichergestellt, er kann bei durchschnittlicher oder weit minder spannungreicher Aufrechterhaltung des bisherigen Geschäftsbetriebes nicht mehr sinken, er kann aber auch durch seine Thätigkeit im Vergleich zu dem seiner Genossen nicht mehr gesteigert werden. Daß hier, da es sich um einen Betriebsleiter handelt, eine gewisse Lähmung der persönlichen Kräfte die Folge sein muß, scheint mir unzweifelhaft. Die Geschwindigkeit des Vorwärtstrebens wird sich sicherlich mindern.

Stellt man sich nun alle diese Wandlungen ins Ungemessene gesteigert vor, entweder im Sinne ungeheurer erweiterter Staatsbetriebe oder eben so gewaltiger freier Genossenschaften, so hat man das Bild der beiden Entwicklungsmöglichkeiten, auf die die jetzige Bewegung hinweist. Jedesmal wird offenbar in den unteren und meist wohl auch in den mittleren Schichten eine wirthschaftliche Sicherstellung und Verbesserung eintreten, die beiden nur zu wünschen ist. Die ihrem Vermögen oder auch ihren Fähigkeiten und Leistungen nach Schwachen oder Mittelbegabten, um die es sich da handelt, würden überdies entweder gar keine oder nur wenig Einbuße an Selbständigkeit und Persönlichkeitsstärke erleiden, denn sie haben von Weidern nicht allzu viel zu verlieren. Alle Starken aber, sei es, daß sie nur durch irgend ein Erbthum gesellschaftlicher Vorzüge, sei es, daß sie durch eigene Fähigkeit und Tüchtigkeit in die Oberschicht gelangt sind, werden an diesem, wie mir vorkommt, höchsten Gut des Menschen Verluste erleiden.

Hier liegt offenbar die größte Gefahr der augenblicklich in stetigem Anschwellen begriffenen Gesellschaftsfermentation der Gegenwart, das Wachsen des Genossenschaftsgeistes, — und zwar durchaus nicht nur in seiner sozialistischen Form. Unzweifelhaft birgt der Sozialismus diese Gefahr in erhöhtem Maße in sich: er ist eine Massenbewegung, er zielt seiner innersten Natur nach auf eine Unterstützung der Schwachen und Schwächsten im gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Kampf ab; wie sollte er dieses Ziel je anders als durch Herabminderung der Starken erreichen können? Wer die Thäler erhöhen will, Der muß die Berge erniedrigen.

Der Sozialismus hat in seinem bisherigen Verhalten auch für eine vollkommen vorurtheillose Beobachtung genug Anwendungen dieser Art gezeigt. Eins seiner begreiflichsten, aber auch irthümlichsten Schlagworte ist das vom Kapitalisten. Gewiß: unter der etwa heute am Ruder und im Besiz befindlichen Generation von Großgewerbetreibenden ist eine Anzahl zu finden, die nur kraft Erbes an ihrer Stelle stehen. Auf sie trifft das feindliche Wort zu; aber neben ihnen stehen viele Hunderte, die nur durch die eigene Befähigung und Tüchtigkeit zu ihrem Plaz gelangt sind. Gegen sie als fatte Reiche zu wettern, hat eben so viel Verstand, als wenn ein schlechter Maler auf den gemeinen Streber Woodkin schimpfen wollte. Und es liegt für die Sozialisten eine furchtbare sittliche Gefahr in diesem Verkennen persönlicher Tüchtigkeit bei einem großen Theil ihrer Gegner.

Dazu dann der Fluch aller Demokratie: das Schweißwobeln vor der Menge. Wenn ein hochgewachsener, gebietender Mann einer Volksversammlung sagt, sie, die Menge, sei eigentlich der Träger und Urheber aller staatsmännischen Weisheit, — wahrlich, es giebt nur ein übleres Schauspiel auf Erden: wenn ein gleich Starcker einem persönlich nichtigen Kronenträger allerunterthänigst die selbe Schmeichelei vorträgt. Ich glaube nun nicht, daß den Führern der heutigen deutschen Sozialdemokratie dieser Vorwurf gemacht werden könnte; man hat von fern eher den entgegengesetzten Eindruck eines sehr strengen, ganz straff zusammengefaßten Regimentes, das in der Hand nur ganz weniger Persönlichkeiten liegt und das die Massen im Grunde fast unumschränkt leitet, — ein Anblick, der für den Vertheidiger des Persönlichkeitsgedankens eben so wenig unerfreulich ist wie die so sehr starke Heldenverehrung der Sozialisten. Aber daß jene Gefahr da ist, daß sie bei einem künftigen Fortschritt der Bewegung sich nach tausend Seiten vervielfältigen kann, wird kein Verständiger leugnen wollen.

Und eine solche Sorge braucht durchaus nicht aus irgend welcher thörichten Beachtung der wirtschaftlich niederen Schichten der Gesellschaft hervorzugehen. Daß ein tüchtiger Arbeiter, der für seine Ueberzeugung leidet, ein weit werthvollerer Mensch ist als einer der zahlreichen Bücklingmacher, die in jeder wohlgeordneten Stadt zu sehr hohen Stellungen emporzuklimmen vermögen, ist selbstverständlich. Und daß die sogenannten Gebildeten in allen staatlichen oder Glaubenssachen genau so unselbständig denken und sagen und handeln, was ihnen morgens ein mittelmäßiger Zeitungschreiber oder mittags der gestrenge Herr Vorgesetzte vorredet, ist eben so bereitwillig zuzugeben. Aber dadurch, daß auch oben die Massen- und Heerden-Instinkte als maßgeblich nachgewiesen werden, wird der untere große Haufe nicht als klüger und besser erwiesen. Und wenn heute Niemand, der auf sich hält, der tapfer um ihr Vorwärtskommen ringenden Arbeiterklasse auch nur das mindeste ihrer staat-

lichen oder wirtschaftlichen Rechte wird verkümmern wollen: Masse bleibt Masse. Und was heute höchstes Unrecht wäre, wird morgen, d. h. in hundert Jahren, vielleicht einmal wieder höchstes Recht: nämlich die Abstufung des gesetzmäßigen Einflusses des Einzelnen auf den Staat.

Nun möchte mir vielleicht eingewandt werden: Ja, wenn Du diese Befinnungen hegst, warum lehrst Du dann nicht zum Smithianismus zurück? Dort findest Du die Rücksicht auf die Bewegungsfreiheit des Einzelnen als leitenden Grundsatz. Ich möchte darauf im Voraus antworten: Das ist, mit Verlaub, eine Thorheit. Die Entwicklung ist nicht plötzlich aufzuhalten oder gar zur Rückwärtsbewegung zu bringen. Und wenn es möglich wäre: ich würde es nimmermehr wünschen. Denn Das ist das große Recht der Zeitströmung, der schwellenden Fluth des Genossenschaftsfinnes, die uns heute davon trägt: es müssen nach unserem neuen sittlichen Empfinden unsäglich viele Lasten und Bürden den allzu schwachen Schultern abgenommen werden, es muß unsäglich viel niederziehender, Leben zerstörender, grausamer Druck gelindert werden. Das soll geschehen auch um der Starken willen: denn dem Aberglauben primitiver Zeiten, daß Größe nur ein Erbgut sei, hängen wir nicht mehr an; die gewaltigsten Männer unter den geistig Schöpferischen unseres Volkes sind aus den Tiefen der Gesellschaft emporgewachsen. Ja, noch mehr, das Gegentheil von Nießches Forderung ist für wahr zu halten: große, starke Menschen werden wenigstens in den zarter empfindenden Zukunftszeiten nur dann sich ihrer berechtigten Bevorzugung freuen können, wenn sie sich nicht mehr von dem dumpfen Stöhnen der Gedrückten und Elenden unter ihnen beunruhigt fühlen. Und nur eine völlig gerechte Ordnung der gesellschaftlichen Einrichtungen, die jedem Fähigen, selbst dem niedrig Geborenen, das Aufsteigen und Emporkommen nicht allzu zärtlich leicht, aber erreichbar und möglich macht, würde auch einer ganz auf die Erhaltung und den Schutz der starken Persönlichkeit abzielenden Anschauung Genüge thun.

Aber so gewiß auch nicht an eine Rückkehr zu alten Zielen zu denken ist, so gewiß ist nöthig, sich dem Strom der Zeit da entgegenzustemmen, wo er das Höchste gefährdet. Denn die Stärke und Größe des Einzelnen ist in der That das werthvollste Gut, das die Menschheit besitzt. Eine heillos mitleidete Geschichtsauffassung predigt heute, der Große sei nichts, die Masse Alles. Ihr muß in jedem Sinne der Krieg erklärt werden. Wahrlieh auch wieder nicht in Erneuerung des alten Irrthums, als sei die Geschichte eine Fülle von Thaten der Könige, Minister und Generalfeldmarschälle. Unsäglich viele Massenvorgänge giebt es, unsäglich viele Einwirkungen der gegebenen natürlichen Voraussetzungen auf die Geschichte, — und nicht etwa nur der wirtschaftlichen, wie die ökonomistische, vulgo materialistische Geschichtsauffassung lehrt. Alles, was geschieht, ist nothwendig, nichts, auch nicht die größte

Handlung des größten Menschen, willkürlich. Und dennoch, dennoch, dennoch: die Träger vieler wichtigsten Entwicklungen, die Urheber — oder, wenn man will, die Werkzeuge — vieler schicksalsschwersten Wendungen der Geschichte sind nicht die Massen, sondern große Einzelmenschen.

Man kann sich vorstellen, daß die heutigen Staaten erlöschen werden, auch, daß das Eigenthum, wie es eine geschichtlich gewordene Erscheinung ist und wie es einmal erst eine ursprüngliche Gütergemeinschaft verdrängt hat, wieder verschwindet und einer neuen Form der Gemeinwirtschaft weicht. Aber man kann sich nicht vorstellen, daß je der starke Mensch entbehrlich wird.

Und man erkläre auch nicht, daß ja im Sozialismus ein gutes Stück Persönlichkeitdrang wirksam sei. Wenn ich eins der Ergebnisse meiner gesellschaftsgeschichtlichen und gesellschaftswissenschaftlichen Forschungen für wesentlich halte, so ist es die Scheidung zwischen dem Persönlichkeitdrang der Vielen und dem der Wenigen, der Starken und der Schwachen, der Führer und der Massen. Es ist zwischen beiden Formen des Absonderung-, des gesellschaftlich gewordenen Ich-Triebes die selbe Kluft vorhanden wie zwischen aller Aristokratie und aller Demokratie; er ist nimmermehr der selbe. Es herrscht zwischen ihnen der selbe Unterschied, der einen mittelalterlichen Großen, einen Renaissance-Tyrannen trennt von einem modernen Demokraten oder Sozialisten. Gewiß: der Sozialismus, als das legitime Kind des älteren, entschlossenen Liberalismus, als der auch ins wirtschaftliche hinein gesteigerte, folgerichtige Demokratismus ist in hohem Maße vom Absonderung-, vom Ich-Trieb bestimmt, fast eben so sehr wie von dem Genossenschaftdrang, der ihm allzu einseitig und deshalb irreführend den Namen gegeben hat. Aber sein Feldgeschrei ist das des Persönlichkeitdranges der Vielen, der Schwachen, der Massen. Nur in seinem thätigen Auftreten hat sich bei ihm die Ehrfurcht vor dem starken, dem führenden Menschen offenbart, nicht in seinen Zielen, in seinen Absichten, seiner Gesellschaftsanschauung. Er denkt nicht daran, die Sicherheiten ins Auge zu fassen, die der großen Persönlichkeit und ihrem freien Wachsthum gegönnt werden müssen, oder gar die freilich ganz undemokratischen Bevorzugungen, die nothwendig sind, sie immer wieder wachzurufen und anzuspornen.

Und das Gleiche gilt von der langsameren, gemäßigteren Strömung der Zeit, die ihm in weitem Abstand, aber unverkennbar in der selben Richtung einer genossenschaftlichen Ordnung aller Dinge nachfolgt. Unsäglich Vieles, was uns heute leider schon als selbstverständlich gilt, ist jetzt bereits unerträglich genossenschaftlich geordnet. Man gedenke nur unseres Bildungs- und Schulwesens: ich bin fest überzeugt, daß ein späteres Jahrhundert uns vor Allem wieder von der öden Einförmigkeit und Reglementirsucht befreien wird, die heute herrscht. Warum darf denn einem bewährt tüchtigen

und vertrauenswürdigen Schulleiter nicht so viel Vertrauen geschenkt werden, daß er den Unterricht junger Menschen ganz frei, ganz nach seiner persönlichen Einsicht einrichtet? Fürchtet man sich vor der Gleichmacherei der Zukunft, so sollte man bei der der Gegenwart anfangen und sich ihrer erwehren. Wahrlich: es giebt noch viele Mittel, um die Verschiedenheit und Persönlichkeit der Einzelnen, die man heute aus unbegreiflicher Thorheit wie den leibhaftigen Satan auszurotten trachtet, mit Sinn und Verstand von Neuem wieder heranzuführen. Alle Bräuche und Sitten, bis auf die Kleidertrachten herab, aber auch alle staatlichen Einrichtungen wetteifern heute darin, möglichst alle Eigenwüchsigkeit des Einzelnen zu fesseln, zu beschneiden oder ganz auszutilgen.. Und um nachzuweisen, daß man in dieser Richtung zu weit gehen kann, braucht man kein Schreckbild irgend eines Zukunftsstaates herauszubeschwören, sondern nur auf die heutigen Zustände hinzudeuten.

Und es ist nicht zu sagen, mit wie vielen Fehlschlüssen man solche Absichten zu durchkreuzen sucht. Am Meisten droht dem Persönlichkeitgedanken Schaden von seinen falschen Freunden. Sie, die sich mit vielem Gepränge Individualisten, etwa in der Geschichtsschreibung, nennen, bringen die alte Fabel von dem freien Willen des Einzelnen täglich aufs Neue vor. Sie lösen sich die Geschichte der Menschheit in einen Wirrwarr von loser zusammenhängenden Einzelereignissen und Einzelhandlungen auf. Und da sie jeden Staatsmann dritten oder vierten Ranges für eine wichtige Persönlichkeit erklären, da sie auch nicht verstehen, in dem Wirken der ganz Großen Ererbtes und Eigenes zu scheiden, so erwecken sie den Eindruck, als sei Alles herrlich bestellt, als starrte die Welt von persönlicher Eigenthümlichkeit, während sie so oft sich wie ein ödes Blachfeld ausnimmt. Dann wieder verkünden die Feinde der Persönlichkeit: weil alles Handeln wirklich vorbedingt und vorbestimmt sei durch den großen Ursachenzusammenhang des Geschehens, so komme ja dem Großen gar kein Verdienst an seinen Thaten zu und er dürfe deshalb auch weder belohnt noch ausgezeichnet werden. Und doch ist der Irrthum, der hier begangen wird, mit Händen zu greifen; es ist der gleiche, der den Unsinn zu Tage gefördert hat, daß aus den selben deterministisch-fatalistischen Gründen die Bestrafung der Uebelthäter aufgegeben werden müsse. Man übersieht in beiden Fällen, daß der Lohn dort, die Buße hier selbst wieder Glieder in der Verkettung der Thaten bestimmenden, Thaten erzeugenden Motivenreihen werden. Es giebt gar nichts Nothwendigeres als die Aussetzung hoher Preise für jede ungewöhnliche Leistung, denn sehr oft wird sie sie mit hervorufen helfen. Man giebt sich ja heute schon oft die erdenklichste Mühe, stark vorwärts Strebenden, die, etwa noch jung, sich auf den unteren Stufen unserer langen Aemter- und Berufsleitern quälen müssen, durch jammervoll kärgliche Entlohnung die Werkzeuge ihrer Arbeit

zu verkümmern, — unter dem Vorgeben, da sie den gleichen Titel wie Müller und Schulze neben ihnen hätten, dürften sie auch nicht bevorzugt werden. Es gelingt denn zuweilen auch, sie so möglichst auf ihrem Wege zu hemmen, und man richtet damit schon Schaden genug an. Wie aber sollte es werden, wenn solche Grundsätze verkehrter Gleichheit zum allgemeinen Gesetz erhoben würden!

Eins der hohen Worte Nietzsches, die man heute, nachdem sie in den Händen von tausend mittelmäßigen Literaten schmutzig und abgegriffen geworden sind, kaum mehr zu benutzen wagt, ist sein Satz vom Pathos der Distanz. Und wenn nun heute zuweilen selbst von den fanatischsten Vertretern der Berufsgesellschaftsgedanken und Klassenrechte erklärt wird: auch sie wünschten, die Persönlichkeit auszubilden, so muß er ihnen als Talisman entgegengesetzt werden. Nur durch die Empfindung des Höher-, des Ausgezeichnetseins wird man immerdar die Menschen der höchsten Leistung am Wirksamsten belohnen und anspornen können. Und soll und muß auch die Persönlichkeit der Mittelmäßigen und Schwachen ein Gegenstand beständiger Sorge für alle Volk- und Jugenderzieher sein, so würde man auf diesem Wege das schlimmste Uebel anrichten, wenn man, um die geistigen Niederungen einige Zoll zu heben, die tausend Meter hohen Berge und Gipfel abzutragen sich h.ß.ße. Und Eins wird hier immer das Andere nach sich ziehen: man kann nicht Hinz und Kunz einreden, sie hätten eigentlich den selben Werth wie Shakespears oder Goethes, ohne dadurch das Emporkommen der wirklich Größeren aufs Nachhaltigste zu schädigen. Fängt man aber nicht bei Zeiten an, in den Massen und den Schwachen die Ehrfurcht vor den geistig Starken und das Abstandsgefühl zu nähren, so kann man sich auf sehr üble Erfahrungen für die Zukunft, nebenbei aber auch auf eine Verschwörung aller Adeltigen der Leistung gefaßt machen, die sich diesem verhängnißvollen Gang der Dinge widersetzen werden.

Niemand aber bilde sich ein, es sei unnütz, für das Recht der Persönlichkeit einzutreten; die werde und müsse sich immer aus eigener Kraft Bahn brechen. Im Gegentheil: wenn wir am Webstuhl der Zeit so viele unaufhaltsame und gerechte Kräfte im Sinne des Berufsgesellschafts-, des Berufsgedankens thätig sehen, wenn mit Händen zu greifen ist, daß sie ihr Werk vollenden werden, allem ganz unnützen Widerstand zum Trotz, dann ist es Zeit, die Stimme gegen die zukünftige Gefahr zu erheben. Eine sozialdemokratische Zeitung hat mich einmal einen Sozialaristokraten genannt und ich möchte diesen Namen als eine Ehre gern annehmen. Der Menschheitadel, von dem ich träume, ist wahrhaftig kein Adel des erbten Namens oder Besitzes. Es ist nicht unmöglich, daß noch eine Zeit kommt, die ihrer beider entzathen zu können meint. Sondern er ist die natürliche Aristokratie der

Starke und Föhigen, die von einem willig folgenden, freien und nie knechtisch gehorsamen Volk zu Föhern erforen werden. Die Gleichheit Aller ist ein unmöglicher Gedanke, zu verwirklichen nur durch die Erniedrigung der Hohen, bei geringer Hebung der Kleinen im Geiste. Der Verschuldlichkeitsdrang der Vielen wird nie an sein letztes Ziel gelangen. Aber er und noch mehr der Genossenschaftstrieb, der die Menschen zu gegenseitigem Helfen und Erbarmen führt, können gedeihen, wenn sie den köstlichsten, den heiligsten Besitz der Erdbewohner zu ehren wissen: das starke Ich gewaltiger Einzelmenschen.

Wilmersdorf.

Professor Dr. Kurt Vreysig.



Selbstanzeigen.

Aus Englands Flegeljahre. Dresden und Leipzig, Reifner 1901.
420 Seiten. 5 Mark.

Die Leser der „Zukunft“, die den Angriff des Heren Brumm in Manchester auch mich und meine Antwort mit Theilnahme verfolgt haben, werden vielleicht auch dieses Buch gern zur Hand nehmen. Ein Urtheil, das sich unmöglich im Rahmen eines Aufsatzes begründen läßt, läßt sich wohl in einem Bande von 26 Bogen genügend erhärten. Dieses Buch ist nach meiner Meinung das erste deutsche Buch über England. Was uns bisher in solchen Büchern geboten wurde, kam im Wesentlichen aus der Feder der Achtundvierziger, die den deutschen Boden meiden mußten und nach England geflohen waren, oder von anderen Ueberdemokraten, deren erstes Ziel war, England auf Kosten ihrer deutschen Heimath zu verherrlichen, diese aber möglichst tief herabzusetzen. Mein Buch ist keine Schilderung von Reiseerlebnissen, sondern ein Stück lebendiger Lebenserfahrung, ein persönliches Glaubensbekenntniß. Es beleuchtet die englischen Zustände und Entwicklungen des letzten Jahrzehnts mit dem Licht einer eigenen wirtschaftlichen Ueberzeugung und nationalen Lebensanschauung. Es zieht die Summe aus einem langjährigen Aufenthalt in Großbritannien und ist im Wesentlichen während der zehn Jahre entstanden, die ich als Dozent an der Universität Glasgow zugebracht habe. Ich habe niemals die Absicht gehabt, es zu schreiben, aber es ist mir unwillkürlich neben und zwischen meiner Berufsarbeit entstanden. Als britischer Beamter habe ich ganz anders im britischen Leben gestanden als der Reisende oder selbst der Kaufmann, der auf britischem

Boden sein Geschäft besorgt, und habe Mancherlei kennen gelernt, was Anderen verborgen bleibt. Da lag es mir nah, meine Beobachtungen aufzuzeichnen, wo sie sich von selbst zu Gruppen zusammenschlossen und mit allgemeineren Fragen in Zusammenhang standen. In sieben Abschnitten schildert das Buch englische Lebensgebiete, die ich selbst aus persönlicher Anschauung kenne . . . Und warum Englands „Flegeljahre?“ Bis ans Ende der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts reicht die Kinderzeit des modernen England. In ihr ist es glücklich gewesen, wie nur ein Volk sein kann. Nach Herzenslust hat es sich daheim mit Allem belustigt, was einer Kinderseele Freude machen kann: mit den bunten Puppen des Liberalismus, dem Farbenpiel des Weltbürgerthums, dem Würfelrollen der Demokratie. Auch auf dem Erdball draußen hat es sich weidlich getummelt und immer nur schöne Dinge in seine Taschen gesammelt, wie Kinder pflügen. Auch seine härtebeigigen Bleisoldaten hat es ausgesandt, um daheim kriegerische Freuden zu genießen und als Beute bei winzigen Verlusten ganze Reiche zu erhalten. All Das ward mit dem Jahre 1890 anders. Da zog die politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung plötzlich diesem kindlichen Austoben ungeahnte Grenzen. Auf allen drei Gebieten erhoben sich wider Erwarten eiserne Schranken. Aber das englische Volk sträubte sich gegen ihre Anerkennung, so wenig es auch über sie hinweg konnte. Was auf politischem Felde das tatsächliche Aufgeben der Herrschaft über ganz Afrika war, Das war auf wirtschaftlichem das Ende der alleinigen Beherrschung des Welt Handels und auf sozialem der Stillstand in Vohnentwicklung und Hebung der Lebenshaltung der Rassen. Wie der Knabe am Ende seiner Kinderzeit sich sträubt, sich den Anforderungen zu unterwerfen, die man an den Erwachsenen und sein gesättigtes Betragen stellt, und wie er seinen Eigenwillen durchzusetzen versucht, so vermochte das englische Volk nicht einzusehen, daß es neben ihm noch andere politische, wirtschaftliche und soziale Körper gab, die jezt seinen Ellenbogenraum einschränkten. Unfähig, die Schäden im eigenen Hause zu sehen oder auch nur den Glauben an die eigene Ueberlegenheit aufzugeben, schob es alle Schuld auf das Ausland. Einem Kinde nimmt Niemand seine Ausgelassenheit und Wildheit, ja, selbst gräßliche Ungezogenheiten übel. So hatte auch Europa bisher von England Alles hingenommen, als ob es nur so selbstverständlich sei. Auch Das ward jezt anders, zumal England sich nun ungeberdiger stellte, als man selbst von einem unartigen Kinde hätte erwarten sollen. Die Bauernschaften Südafrikas antworteten sogar auf Englands Ungezogenheiten mit kräftigen Dieben. Mit dieser ersten Belehrung über den Ernst des Lebens sind wohl auch die Flegeljahre vorbei und für England beginnt die Zeit, wo es Selbstsucht zu üben gilt. Wenn England in seinen Flegeljahren gelernt haben sollte, daß es nicht allein auf der Welt ist, so wären auch sie nicht vergeblich gewesen. Seine leitenden Staatsmänner mögen überzeugt sein, daß sie in der Zeit, wo Englands Streitkräfte in Südafrika gebunden sind, eine schöpferische Rolle an keinem Punkte der Erde spielen können. Aber das englische Volk steht dieser Erkenntniß heute vielleicht ferner denn je. Es bedarf immer eines vollkommenen Zusammenbruches, um es zu einer neuen Erkenntniß zu bringen. Wenn das England von heute nicht plötzlich die Entwicklungsrichtung verläugnet, die sich im letzten Jahrzehnt bei ihm herausgebildet hat, dann wird eines Tages in blutigem Kampf ent-

schieden werden müssen, ob von den europäischen Germanenstaaten Deutschland mit seinen 56 Millionen Menschen oder Großbritannien mit seinen 41 die erste Stelle einzunehmen hat. If two men ride on horseback one must ride in front. Jeder gute Deutsche wird wünschen, daß dieser Entscheidungskampf noch so weit wie möglich hinausgeschoben werde.

Bonn.

Dr. Alexander Tille.



Die sieben Leuchter der Baukunst. Von John Ruskin. Mit 14 Tafeln.

Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig, 1900. Umschlagzeichnung von Otto Edmann. Buchschmuck von J. B. Eissarz.

Ruskins ästhetische und sozial-ethische Weltanschauung ist in Deutschland bisher durch gekürzte Uebersetzungen, Auszüge und Citate bekannt geworden. Eine vollständige Herausgabe seiner Hauptwerke erscheint um so mehr geboten, als eine erschöpfende Kenntniß seiner Persönlichkeit nur auf diesem Wege zu gewinnen ist. Mein Buch eröffnet die in Vorbereitung befindliche Gesamtausgabe seiner bedeutendsten Schriften in zeitgemäßer Buchausstattung. Der erste Band enthält im Wesentlichen Ruskins architektonisches Glaubensbekenntniß in Gestalt einer kritischen Bauphilosophie auf Grundlage der Gothik, die durch einzelne Vorträge in Oxford und die später folgenden Stones of Venice ihre Ergänzung gefunden hat. Es wäre zu wünschen, daß wir am Ausgangspunkt einer eigenen künstlerischen Renkultur — wo wir zwischen Anglophobie und Anglophilie um einige Grade heftiger als gewöhnlich hin und her pendeln — die Kraft zur Unbefangenheit fänden, um zu erkennen, daß der große Kunstethiker uns Reichthum zu bieten hat, wenn er uns auch nicht Das sein kann, was er für England war. Wir dürfen ihn als Anreger und als Freund in der Noth herzlich willkommen heißen, — vorausgesetzt, daß wir reif und seiner würdig sind.

Kiel.

Wilhelm Schölermann.



Die Lust als sozialetisches Entwicklungsprinzip. Ein Beitrag zur Ethik der Geschichte. Leipzig. Otto Wiegand. 1900.

Das neue Jahrhundert steht unter dem Zeichen der Sozial-Ethik, praktisch in der von einem instinktiven Drang beherrschten Arbeit der Geister, die Lösung der auf diesem Gebiet vorliegenden Probleme zu finden, spekulativ in der Selbstbestimmung über das diesem instinktiven Drang zu Grunde liegende psychologische Moment. Dieser Selbstbestimmung, der nach Ueberwindung des Pessimismus und Nihilismus die erste Stelle gebührt, ist meine Schrift gewidmet. Sie geht auf die einfachsten Voraussetzungen der gewordenen und werdenden Kulturgeschichte als Ausdruck der menschlichen Natur zurück. Sie nimmt als einzig sicheren Ausgangspunkt die unzweifelhafte Thatsache der Lustbedürfnisse der menschlichen Natur, zeigt dessen Befettung, die Bedingungen seiner Befriedigung und in den allgemeinsten Umrissen die Rückwirkung dieser Befriedigung auf die Um-

gestaltung der geschichtlichen Lebensformen. In diesem Zusammenhang entwirft sie eine ethische Menschheitsgeschichte, in deren Rahmen die Probleme der Entwicklungslehre, die Momente der Rasse und Religion, des Okkultismus u. s. w. eine eingehende Berücksichtigung und Beleuchtung finden. Eine Schlussbetrachtung zieht die Summe des Vorgetragenen im Sinn einer optimistischen Weltanschauung.

Dresden-Plauen.

Dr. Julius Duboc.



Pessimistische Weisheitörner, auf literarischen Streifzügen gefunden. Herausg. von Fr. C. Winkl, München. Preis 1,50 Mark.

Meine Anthologie ist eine neue Folge der von mir früher herausgegebenen „Perlen der pessimistischen Weltanschauung“ (Verlag von Th. Ackermann, München). Jede der beiden Sammlungen enthält rund 700, meist kurze und prägnante Citate aus Werken hervorragender Denker und Dichter aller Zeiten und Völker. Die Idee, nur auf pessimistische Gedanken Jagd zu machen, mag sonderbar und für die Veranlagung des Jägers recht bezeichnend erscheinen. Doch war es mir ursprünglich keineswegs nur um pessimistische Citate zu thun, sondern ich hatte mir, um bei Mangel an längerer Ruhe concentrirte Weisheit bequem bei der Hand zu haben, eine Sammlung von überhaupt werthvollen „Gedankensplittern“ angelegt. Daß die allermeisten pessimistisch gefärbt waren, dafür kann ich nicht allein verantwortlich gemacht werden. Bei der Herausgabe meiner „Perlen“ und „Örner“ habe ich mich auf die pessimistischen beschränkt, theils der Einheitlichkeit wegen, theils, um meine Verehrung für Schopenhauer durch den Hinweis zum Ausdruck zu bringen, daß er sich mit seinen häufig verkehrten Ansichten von der Schlechtigkeit der Welt in großer und bester Gesellschaft befindet.

München-Pasing.

Professor Dr. Max Seiling.



Soll die Hohenstauburg neu aufgebaut werden? Eine kritische Studie.

Von 3 Abbildungen. München, R. Haushalter. Preis 0,75 Mark.

Für einen Wiederaufbau der dem Deutschen Kaiser geschenkten Ruine sollen von Reichstag und vom reichsländischen Landesauschuß die auf 1 400 000 Mark veranschlagten Kosten gefordert werden. Das Ergebniß meiner Untersuchung fasse ich in die Sätze zusammen: „daß ein Wiederaufbau der Ruine weder nach den vorliegenden Restaurationplänen noch überhaupt wünschenswerth sein kann. Man wird vielmehr zu dem Schluß kommen müssen, daß die Inanspruchnahme öffentlicher Mittel vielmehr aus dem Gesichtspunkte der Denkmalspflege denn wohlgerathet sein würde, wenn es sich darum handelte, die Hohenstauburg etwa durch Ankauf vor dem ihr drohenden Neubau zu bewahren.“

München.

Hofrath Dr. Otto Piper.



Russischer Besuch.

Seine Visitenkarte mit langem Namen, darunter: Tomsk, Sibirien. Er trat ein. Ein schlanker, blonder Herr mit intelligenten Zügen. „Ich habe mir erlaubt, Sie aufzusuchen. Ich kenne Ihre Bücher und habe als Student in Moskau Ihre Vorlesungen gehört; wir haben auch gemeinsame Freunde.“

Er war Professor an der erst vor wenigen Jahren errichteten sibirischen Universität; ein begabter, lebhafter Mann. Leute, die von so weit her kommen, haben Anspruch auf gute Aufnahme, selbst wenn Der, den sie besuchen, noch so sehr beschäftigt ist.

Er sprach von den schlimmen Zeiten, die im vorigen Jahr die russischen Universitäten durchzumachen hatten, — damals, als die Studenten im ganzen Reich sich weigerten, die Vorlesungen zu besuchen. Wie kam Das?

„Am Abend vor einem der alljährlich in Petersburg gefeierten Feste läßt der Rektor einen Aufruf an die Studenten anschlagen. Darin werden sie ermahnt, sich während der Feiertage geziemend zu betragen, sich namentlich nicht trunken auf öffentlichen Plätzen zu zeigen. Die jungen Leute sehen in diesem Was eine grobe, durch nichts gerechtfertigte Beleidigung und beschließen für den nächsten Tag eine Protestversammlung, die in der Vorhalle der Universität stattfinden soll. Bei uns ist, wie Sie wissen, jede Versammlung von auch nur sechs Studenten streng untersagt. Nun gar eine Massenversammlung! Dennoch kamen die petersburger Studenten zusammen und der Protest wurde einstimmig angenommen. Das sollte ihnen aber übel bekommen. Man hatte telephonisch ein Kosakenregiment berufen, das mitten unter die Schaar der das Gebäude verlassenden Studenten sprengte und auf sie lospeitschte. Nach diesem Vorgang verabredeten die Studenten, die Hörsäle zu meiden und ihre Kameraden von den anderen russischen Universitäten zu dem selben Schritt aufzufordern.“

„Wagten sie denn, ihnen Das zu schreiben oder zu telegraphiren?“

„Ja und Nein! Sie sandten ein Telegramm folgenden Wortlautes nach Moskau: ‚Peter will nicht mehr lernen.‘ Von Moskau wurde eine Depesche nach Charkow gesandt: ‚Tatjana will nicht mehr in die Schule gehen.‘ Von Charkow nach Kasan, von Kasan nach Tomsk gingen ähnliche Telegramme; und schon am Tage nach dem Kosakenstück standen alle russischen Universitäten leer.“

„Und was wollten die jungen Leute erreichen?“

„Die Jugend ist, wie sie wissen, stets geneigt, an den Werth von Demonstrationen zu glauben. Die Studenten fordern, der petersburger Rektor möge Entschuldigung erbitten, die Regierung ihr Bedauern über den brutalen militärischen Eingriff aussprechen. Dann erst würden sie wieder in die Vorlesungen gehen.“

„Natürlich war weder von Entschuldigung noch von Bedauern die Rede?“

„Natürlich nicht. Die jungen Leute schädeten nur sich selbst. Die Regierung nahm vorläufig die Sache mit größter Ruhe auf. Eben so die Professoren; sie erhielten nun ja ihren Gehalt ohne jede Arbeit. Nur für die Studenten, die ihre Prüfungen nicht rechtzeitig ablegen konnten und aus dem geordneten Studienleben gerissen waren, stand die Sache schlimm. Von Rektoren und Dekanen war nichts zu hoffen. Ihnen ist wahrscheinlich bekannt, daß sie bei uns nicht, wie in ganz Europa, von den Universitätslehrern gewählt, sondern von der Regierung an-

gestellt werden; so sind sie natürlich deren Organe im Verkehre mit Professoren und Studenten. Als sich nun der sinnlose Zustand Monat um Monat hinauszog, beschlossen wir Professoren in Tomsk aus reinem Interesse für die Jugend, uns den Studenten zu nähern, ihnen die Unklugheit ihres Thuns klar zu machen und sie zur Rückkehr in die Hörsäle aufzufordern. Sie aber wollten und konnten nicht auf eigene Faust handeln, hielten auch in kindischem Eigensinn an der Hoffnung fest, schließlich doch die Entschuldigung und damit Genugthuung zu erhalten.

Als die Vorgesetzten von unseren Schritten Kenntniß erhielten, wurden wir Professoren sofort bei der petersburger Regierung angezeigt. Die Folge war eine sehr strenge, vom Kaiser selbst gezeichnete Kage. Wir hätten durchaus kein Recht, uns an die widerspenstigen Studenten zu wenden. Wollten wir unsere Anschauungen zu erkennen geben, so hätten wir uns mit den Dekanen und dem Rektor ins Einvernehmen zu setzen. Was wir gethan hatten, verdiene die schärfste Verurtheilung. Zugleich ließ die Regierung alle Führer der Bewegung, die begabtesten jungen Leute, an sämtlichen russischen Universitäten an einem Tage verhaften und verschickte sie „auf administrativem Wege“ nach dem Ural oder in ihre Heimathorte rings im Lande, wo sie zu bleiben hatten. Die Uebrigen waren nun wohl oder übel genöthigt, sich zu fügen.“

„Die innere Politik läßt bei Ihnen — wie übrigens auch in anderen Ländern — Manches zu wünschen übrig. Ich weiß nicht, ob es Ihnen ein Trost im Uebersich ist, daß Ihre auswärtige Politik so hoch steht. Ihre Diplomaten überlisten im europäischen Wettstreit ihre sämtlichen Junstgenossen.“

„Schreiben Sie diese Erfolge wirklich ihrer größeren Klugheit zu?“

„Zedenfalls einem Zusammentreffen glücklicher Umstände. Zunächst ist es natürlich leichter, äußere Politik in einem Lande zu treiben, wo der Herrscher absolut regirt und man keine hemmenden Rücksichten auf Parlamente zu nehmen braucht. Ferner gehört in Rußland die Klasse, die sich der äußeren Politik und der Diplomatie widmet, zu den begabtesten und unternehmendsten Menschentypen der Welt; sie stammt aus einer Rassenmischung, in der finische gesunde Vernunft sich mit polnische Kühnheit, armenische Schlaueit mit deutscher Bedächtigkeit, die Ausdauer des Tataren mit der Geschmeidigkeit des Russen paart. Diese Mischung verleiht Klugheit und Muth. Dann ist noch ein Umstand zu bedenken, auf dem mich ein hervorragender Diplomat, der Gelegenheit hatte, die Verhältnisse in der Nähe zu sehen, aufmerksam machte. Wird in Konstantinopel ein Minister des Auswärtigen von noch so unheimlichem Rufe angesetzt, ein Mann, Lasterschost, lügnerisch, bestechlich, eine in jeder Beziehung gefährliche und verächtliche Persönlichkeit, dann versteht es sich von selbst, daß der englische Lord, der Großbritannien dort vertritt, ihm offiziell zwar jede Höflichkeit erweist, ihn auch zu sich lädt, doch ihm mit vornehm zurückhaltender Verbindlichkeit stets nur die Fingerspitzen reicht. Der russische Botschafter aber läßt sich von dem üblen Ruf des Türken nicht schrecken, sondern kommt ihm mit gemüthlichem Schwunzeln entgegen, streckt ihm die ganze Hand hin, breitet die Arme aus und drückt ihn ans Herz. Dabei läßt er oft einen wohlgefüllten Beutel in die Tasche des Turbanträgers gleiten. Bei diesem System ist's kein Wunder, daß Ihr überall Triumphe erlebt!“

„Nun . . . Wir haben doch neulich unseren Minister des Auswärtigen auf eine Weise verloren, die nichts von Triumpfen merken ließ!“

„Was meinen Sie damit?“

„In Rußland weiß Jeder, daß Graf Murawiew keines natürlichen Todes starb. Daß er Gift nahm, steht fest. Und auch den Grund seines Selbstmordes glaubt man zu kennen. Er soll während des Burenkrieges dem Kaiser den Plan unterbreitet haben: Rußland möge Englands schwierige Lage und Entblühung von Truppen benutzen, um sich des Russen Meeres zu bemächtigen. Der Zar habe zugestimmt, schon seien alle Befehle ertheilt gewesen, da habe die Kaiserin, deren Sympathien für England bekannt sind, von dem Projekt gehört, sie sei vor Schreck in Ohnmacht gefallen und der Kaiser habe, dem häuslichen Frieden zu Liebe, seinen ersten Entschluß rückgängig gemacht. Diese Zurücknahme eines auf seinen Rath ertheilten Befehls habe Murawiew in den Tod getrieben.“

„Ich möchte Näheres über die Sache wissen, um ihre Glaubwürdigkeit beurtheilen zu können. Immerhin kann Leben oder Tod eines Einzelnen für Rußlands äußere Politik nicht von gar zu großer Bedeutung sein. Keine Macht kann es in seinem unheimlichen Siegeszuge durch die Welt hemmen. Die russischen Offiziere und Unteroffiziere, die, als Arbeiter verkleidet, alle wichtigen Pässe in Schweden und neuerdings auch in Norwegen erkundschaftet haben, brachten uns Stambinaven den Beweis, daß Ihre Politik auch die kleinen Völker von Nord-europa im Auge behält. . . Ich habe lange genug unter Russen gelebt und weiß, wie stark auch bei Euch der Chauvinismus ist.“

„Ja, aber die Unzufriedenheit ist doch noch stärker.“

„Man sagt so. Ich zweifle daran. Ein Däne, der vor ungefähr zehn Jahren Sibirien bereiste, kehrte mit der nämlichen Ueberzeugung heim, die russische Herrschaft könne sich keine fünf Jahre mehr halten. Das schloß er in kindlicher Unschuld daraus, daß er überall in Sibirien, wohin er auch kam, bei Hoch und Niedrig, die selbe Unzufriedenheit und die herbste Kritik der Regierung fand. Ich für meinen Theil glaube, die zarische Herrschaft kann sich trotzdem auch dort noch mindestens ein Jahrhundert behaupten. Was aber sagen Sie, bei Ihrer ungleich gründlicheren Sachkenntniß, zu der Beobachtung meines Landsmannes?“

„Ich sage: Er hat Recht. Nie habe ich in Sibirien, ja, überhaupt in Rußland, einen Menschen, Mann oder Frau, getroffen, der mit unseren innerpolitischen Zuständen zufrieden war. Dabei nehme ich natürlich die Tschinowniks aus, die verpflichtet sind, zufrieden zu sein. Allerdings: wer die Kunst zwischen Denken und Handeln kennt, wird sich vor allzu kühnen Schlüssen hüten. Mit den wirtschaftlichen Fortschritten im Innern sind wir vorläufig zufrieden. Sie können sich vorstellen, welche Bedeutung die sibirische Bahn für uns hat. Ich kann nun von Tomsk so rasch nach Moskau gelangen wie Sie von Kopenhagen nach Rom. Gefällt Ihnen übrigens Moskau?“

„Ich liebe die Stadt und ihre Bewohner. In Moskau leben ein paar von den Menschen, die mir auf der Welt die Liebsten sind. Man rühmt die moskowitzische Derglichkeit und Gastlichkeit. Ich habe mich dort an noch höheren und selteneren Eigenschaften erfreut; ich fand Männer, die mit etwas russischer Trägheit russischen Hochsinns und mit dem festesten, schlichtesten Charakter die schärfste Intelligenz verbanden, fand Frauen mit so glühendem, so zum Opfer bereitem Enthusiasmus, wie ich ihn nirgends wieder empfunden habe. Wollen Sie meinen moskauer Freunden und Freundinnen Grüße bestellen?“

Kopenhagen.

Georg Brandes.

Jmrays Rückkehr.

Jmray vollbrachte das Unmögliche. Ohne Anzeige, ohne Angabe einer begreiflichen Ursache, jung, an der Schwelle seiner Karriere, verschwand er aus der Welt. Das heißt: von der kleinen indischen Station, wo er lebte.

Am Abend war er lebendig, wohl, vergnügt und sehr eifrig an den Billardtischen seines Klubs. Am Morgen war er nicht da und keine Nachforschung brachte Gewißheit über seinen Verbleib. Er hatte seine Wohnung verlassen; er war nicht zur rechten Zeit in seinem Bureau erschienen; man hatte sein Dogcart nicht auf der Straße gesehen. Leiche wurden abgedämmt, Brunnen ausgepumpt, Telegramme an die Eisenbahnstationen und die nächste Seehafenstadt — zwölfhundert Meilen weit — befördert; aber Jmray fand man weder am Ende des Zugtaues noch an dem der Telegraphendrähte. Er war fort; man wußte nichts mehr von ihm. Die Arbeit des großen indischen Kaiserreichs ging vorwärts, denn man konnte sich nicht aufhalten und Jmray, der Mann, wurde ein Mysterium, eine Sache, von der die Leute einen Monat vielleicht an ihren Klubbischen reden und die sie dann vergessen. Seine Flinten, Wagen und Pferde wurden an den Meistbietenden verkauft. Der Vorgesetzte schrieb einen absurden Brief an Jmrays Mutter, worin er sagte, der Sohn* sei auf unerklärliche Weise verschwunden und sein Bungalow stehe leer.

Nach drei oder vier Monaten des brennend heißen Wetters mietete mein Freund Strickland von der Polizei das Bungalow von dem eingeborenen Hauswirth. Das war, bevor er sich mit Riß Joughal verlobte, als er noch seine Forschungen über das Leben der Eingeborenen betrieb. Sein eigenes Leben war sonderbar genug und Mancher beklagte sich über seine Gewohnheiten und Manieren. Vordrähte waren stets in seinem Hause, aber es gab keine bestimmte Zeit für Mahlzeiten. Stehend oder auf und ab gehend aß er, was er gerade auf dem Buffet fand. Das besaß nicht Jedem. Seine häusliche Ausrüstung bestand hauptsächlich aus sechs Doppelbüchsen, drei Schrotflinten, fünf Sätteln und einer Sammlung geflochtener Mahsoer*)-Angelrutthen. Diese Gegenstände nahmen die eine Hälfte des Bungalow ein, die andere war für Strickland und seinen Hund, die Tietjens. Das war eine riesige Häubin aus Rampoor, die täglich die Nation für zwei Männer verschlang. Sie sprach zu Strickland in ihrer eigenen Sprache, und wenn sie sich draußen herumtrieb und Etwas bemerkte, das den Frieden Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin hätte stören können, kehrte sie zu ihrem Herrn zurück, um Bericht zu erstatten. Strickland that dann sofort seine Schritte und die Folgen waren Unruhe, Selbststrafen oder Gefängniß. Die Eingeborenen hielten die Tietjens für einen geheimnißvollen Geist und behandelten sie mit der großen Achtung, die aus Furcht und Haß entsteht. Der Hündin gehörte eine Bettstatt, eine wollene Decke und ein Trinkrog; und wenn nachts Jemand in Stricklands Zimmer trat, warf sie den Eindringling zu Boden und heulte so lange, bis Licht gebracht wurde. Strickland dankte ihr das Leben. Er war im Grenzlande auf der Suche nach einem Mörder, der gerade in grauer Dämmerung herbeischlich, um Strickland viel weiter noch als bis zu den Andaman-Inseln zu befördern. Die Tietjens packte den Kerl, als

*) mahsoer = ein Fisch von Lachsgröße.

er, den Dolch zwischen den Zähnen, in Stricklands Zelt kroch. Nach gefezmäßiger Verurtheilung wurde der Mörder gehängt. Von dem Tage an hatte Tietjens ein grob gefeiltes silbernes Halsband und ein Monogramm auf ihrer Bettdecke; die Decke war aus doppeltem Kaschmirstoff, denn Tietjens war ein zarter Hund. Nie ließ sie sich von ihrem Herrn trennen. Als Strickland einst im Fieber lag, verursachte sie den Aerzten große Mühe; sie konnte ihrem Herrn nicht helfen, wollte aber keinen Menschen zur Hilfe herbeikommen. Macarnaght vom indischen Gesundheitsrath schlug schließlich den Hund mit einem Gewehrkolben auf den Kopf, damit er den Arzt, der Chinin geben wollte, ans Bett lasse.

Kurze Zeit, nachdem Strickland Zurays Bungalow genommen hatte, führten meine Angelegenheiten mich nach der Station; und da die Klubquartiere besetzt waren, logirte ich mich bei Strickland ein. Es war ein gut gebautes Bungalow, mit acht Räumen und gut gedacht, so daß kein Durchsickern des Regens zu fürchten war. Unter der Wölbung des Daches hing ein Dachtuch, so sauber wie ein weiß getünchter Bewurf. Der Hauswirth hatte es übermalt, als Strickland das Bungalow nahm. Wer die Bauart indischer Bungalows nicht kennt, würde wohl kaum vermuthen, daß über dem Tuch noch die dunkle, dreieckige Höhle des Daches liegt, wo die Vallen und die Innenseite der Dachung Ratten, Fledermäusen, Ameisen und allerlei Gewärm Unterschlupf gewähren.

Tietjens begegnete mir in der Veranda. Sie empfing mich mit einem Gebell, das wie das Dröhnen der Glocke von St. Paul klang, und legte mir die Pfoten auf die Schultern: ein Beweis ihrer Freude. Strickland hatte eine Maßigkeit zusammenzukrauen vermocht, die er Frühstück nannte; aber unmittelbar nachdem er gegessen hatte, ging er fort, seinen Geschäften nach. Ich wurde mit Tietjens und meinen Gedanken allein gelassen. Die Hitze des Sommers war vorüber und wandelte sich in den warmen Dunst der Regenzeit. Es war keine Bewegung in der heißen Luft, aber der Regen fiel gleich Ladestößen auf die Erde und schleuderte einen blauen Nebel empor, wenn er zurückspritzte. Die Bambussbüsche, die Zuckeräpfelbäume und die Mangobäume standen unbeweglich, während das warme Wasser auf sie niederfiel, und die Flederhe sangen zwischen den Kloeheden. Beim Raufen der Dämmerung, als der Regen besonders dicht fiel, saß ich im Hintergrunde der Veranda, hörte das Wasser aus den Dachtraufen brüllen und kratzte mich, denn ich war mit Hitzbläschen bedeckt. Tietjens war mit mir herausgekommen, legte den Kopf in meinen Schoß und war traurig. Ich gab ihr Cafes, als ich meinen Thee in der hinteren Veranda (weil ich da etwas Kühlung fand) einnahm. Die Räume des Hauses lagen im Dunkel hinter mir. Ich konnte Stricklands Sattelzeug und das Del an seinen Flinten riechen und hatte keine Lust, zwischen diesen Sachen zu sitzen. Mein eigener Diener kam zu mir — seine dünne Kleidung klebte fest an dem durchnässten Leibe — und sagte, daß ein Herr gekommen sei, der Jemand zu sprechen wünsche. Sehr ungern trat ich, um die dunklen Zimmer durch meinen Diener erleuchten zu lassen, in das kahle Empfangszimmer. Wartete wirklich ein Besucher? Es schien mir, als sähe ich eine Gestalt an einem der Fenster. Aber als die Lichte kamen, war nichts da, außer dem Toben des Regens draußen und dem Geruch der trinkenden Erde in meiner Nase. Ich erklärte meinem Diener, er sei reglementwibrig bumm, und lehete auf die Veranda zurück, um mich mit Tietjens zu unter-

halten. Sie war in die Kasse hinausgegangen und es war schwer, sie zurückzulocken, selbst mit Cakes und Zuckerküchlein. Strickland kam triefend nah nach Hause, eben vor dem Essen, und sein erstes Wort war:

„Ist Jemand hier gewesen?“

Ich antwortete, daß mein Diener aus Dummheit mich in das Empfangszimmer gerufen habe, daß vielleicht ein Dummler dagewesen sei, um Strickland aufzusuchen, sich aber eines Besseren besonnen habe und, ohne seinen Namen zu nennen, fortgegangen sei. Strickland bestellte das Essen; und da es ein ordentliches Mahl auf einem weißen Tischtuch war, setzten wir uns sogar hin.

Um neun Uhr ging Strickland schlafen und ich war auch müde. Tietjens, die unter dem Tisch gelegen hatte, sprang auf und trollte sich schlüfrig in die am Besten geschützte Veranda, sobald ihr Herr sich in sein Schlafgemach begab, das neben Tietjens' stattlichem Privatzimmer lag. Wenn etwa eine Frau außerhalb des Hauses in dem strömenden Regen zu schlafen gewünscht hätte, so hätte Das nicht viel zu bedeuten gehabt; aber Tietjens war ein Hund und daher das bessere Thier. Ich sah Strickland an und erwartete, daß er sie mit der Peitsche zurückholen würde. Er lächelte sonderbar, ungefähr wie ein Mann lächeln würde, der eben eine unangenehme Familien-Tragoedie erzählt hätte. „Sie hats so getrieben, seit ich hier eingezogen bin. Laß sie gehen.“ Der Hund war Stricklands Hund, deshalb schwieg ich. Tietjens schlug ihr Lager draußen vor dem Fenster meines Schlafzimmers auf. Sturm folgte auf Sturm, donnerte auf das Dach und schwand-dahin. Die Blitze sprühten über den Himmel; das Licht war blaßblau, nicht gelb. Durch die Spalten meiner Bambus-Jalousie sah ich den großen Hund; er schlief nicht, sondern stand auf der Veranda. Sein Rückenhaar war emporgesträubt, seine Füße standen so fest und gespannt wie das Drahtseil einer Kettenbrücke. In den kurzen Pausen zwischen den Donnerschlägen gab ich mir Mühe, zu schlafen; aber dann war mir, als ob Jemand dringend nach mir verlange. Er versuchte, mich bei Namen zu rufen, aber die Stimme war so wie ein schwaches Flüstern. . . Der Donner hörte auf, Tietjens ging in den Garten und heulte den Mond an. Jemand wollte meine Thür öffnen, wanderte auf und ab im Hause und stand schwer athmend in den Veranden. Endlich fiel ich in Schlaf und bildete mir ein, daß ich ein wildes Hämmern und Geschrei über meinem Kopf oder an der Thür höre. Ich stürzte in Stricklands Zimmer und fragte, ob er krank sei und mich gerufen habe. Er lag halb angekleidet auf seinem Bett, eine Pfeife im Munde. „Ich dachte, Du würdest kommen“, sagte er. „Bin ich tüchtig im Hause herumgelaufen?“

Ich sagte, er hätte im Gh- und Rauchzimmer und in noch zwei oder drei anderen Räumen getrampelt. Er lachte und rieth mir, wieder ins Bett zu gehen. Ich ging zu Bett und schlief bis zum Morgen, aber in all meinen verschiedenen Träumen war es mir, als beginge ich ein Unrecht gegen einen Menschen, der meiner bedürfe. Wie dieses Bedürfnis zu verstehen sei, konnte ich mir nicht klar machen, aber ein schwanfendes, flüsterndes, hastig umhertappendes, schleichendes und zauberndes Etwas warf mir meine Saumsälligkeit vor; und halbwach hörte ich im Garten das Dreschen des Regens und Tietjens' Geheul.

Zwei Tage blieb ich in dem Haus. Strickland ging täglich in sein Bureau und ließ mich acht oder zehn Stunden, mit Tietjens als einziger Ge-

seilichast, allein. So lange helles Tageslicht war, fühlte ich mich behaglich, eben so Lietjens; aber im Zwielicht schon zogen wir uns in die hintere Veranda zurück und liebtesten einander zur Unterhaltung. Wir waren allein im Hause; trotzdem schien es nur allzu sehr von einem Insassen bewohnt, mit dem ich nichts zu thun haben mochte. Niemals sah ich ihn, aber ich sah die Vorhänge zwischen den Räumen sich bewegen, als sei er eben durchgegangen; ich hörte die Bambus-Stühle knarren, wie wenn sich eben ein Gewicht von ihnen erhoben hätte. Ich fühlte, wenn ich ein Buch aus dem Wohnzimmer holen wollte, daß Jemand im Schatten der Vorderveranda wartete, bis ich fortging. Lietjens machte das Zwielicht interessant durch ihr Starren in die dunklen Räume; jedes Haar sträubte sich ihr dabei und es sah aus, als beobachte sie die Bewegungen eines Wesens, das ich nicht sehen konnte. Sie trat nicht in die Zimmer ein, aber ihre Augen bewegten sich voll Spannung. Nur wenn mein Diener die Lampen brachte und Alles hell und wohllich machte, ging sie mit mir hinein, setzte sich auf die Hinterbeine und bewachte eine unsichtbare Erscheinung, die sich hinter meinem Rücken umher bewegte. . . Hunde sind freundliche Gefährten.

Ich sagte Strickland so höflich wie möglich, daß ich jetzt im Klub Quartier zu finden glaubte. Ich pries seine Gastfreundschaft, bewunderte seine Waffen und Angelruthen, fügte aber hinzu, sein Haus und die Luft darin sagten mir nicht zu. Er ließ mich zu Ende reden, lächelte dann milde, aber ohne Empfindlichkeit, denn er ist ein Mann, der Alles begreifen kann. „Bleibe hier“, sagte er, „und erforsche, was Dies bedeutet. Alles, was Du mir mitgetheilt hast, mußte ich, seit ich das Bungalow bewohne. Bleibe noch und warte ab.“

Ich hatte eine kleine Geschichte, die sich auf ein heidnisches Götzenbild bezog, mit ihm durchgemacht, eine Geschichte, die mich fast an den Rand des Wahnsinns brachte, und hatte keine Lust, ihm bei ferneren Experimenten beizustehen. Er war an Ungeheuerlichkeiten so gewöhnt wie andere Leute an das Mittagessen. Deshalb erklärte ich noch einmal klar und deutlich, ich sei ihm sehr gut und würde ihn mit Freuden am Tage besuchen; aber unter seinem Dach möchte ich nicht mehr schlafen. Das geschah nach dem Mittagessen, als die Lietjens draußen auf der Veranda lag.

„Bei meiner Seele, es wundert mich nicht“, sagte Strickland und hob die Augen zum Dachstuhl empor. „Sieh dorthin!“

Die Schwänze von zwei braunen Schlangen hing zwischen dem Tuch und dem Gefims der Wand. Sie warfen in dem Lampenlicht lange Schatten.

„Wenn Du Dich vor Schlangen fürchtest, natürlich. . .“ sagte Strickland.

Ich hasse und fürchte Schlangen. Sieht man in die Augen einer Schlange, so glaubt man, sie wisse Alles von dem Geheimniß des Sündenfalles der Menschen und fühle die ganze Betrachtung, die der Teufel bei der Vertreibung Adams aus Eden fühlte. Außerdem ist ihr Biß oft tödlich; und sie windet sich an den Bein- kleidern hinauf. „Du solltest Dein Dach einmal untersuchen lassen“, sagte ich. „Gieß mir eine Maßbeer-Angel; dann will ich sie herunter holen.“

„Sie werden sich zwischen den Dachbalken verkriechen. Ich kann keine Schlangen überm Kopf ertragen. Ich steige in das Dach hinauf. Wenn ich sie hinunter schüttele, gerschlage ihnen mit einem Ausklopfstock den Rücken.“

Ich war nicht sehr geneigt, Strickland in seiner Arbeit beizustehen, doch

ergriff ich den Stock und wartete im Stzimmer, während er eine Wärterleiter aus der Veranda holte und an die Wand des Zimmers lehnte. Die Schlangenschwänze wanden sich aufwärts und verschwanden. Wir konnten die trocken raschelnde Bewegung von langen Körpern hören, die über das sackartige Zimmerbedeckung hineilten. Strickland nahm eine Lampe mit. Ich suchte ihm die Befahr vorzustellen. Dachschlangen zwischen Deckentuch und Dach zu jagen! Und nebenbei die Schädigung des Eigenthums durch Zerreißen des Deckentuchs!

„Unfinn!“ sagte er. „Sie haben sich sicher zwischen Wand und Tuch versteckt. Die Steine sind ihnen zu kalt. Die Hitze im Zimmer behagt ihnen.“ Er ergriff eine Ecke des Tuches und riß sie vom Gestirn los. Es gab mit Geräusch nach und Strickland steckte seinen Kopf durch die Oeffnung in die Dunkelheit des Winkels unter den Dachbalken. Ich biß die Zähne auf einander, hob den Angelhaken in die Höhe und hatte nicht die geringste Ahnung von Dem, was da etwa herunter kommen könnte.

„Hui!“ machte Strickland; seine Stimme rollte und bröhrte unter dem Dach. „Hier ist Platz für eine Anzahl Zimmer, hier oben, und — zum Teufel! — sie sind von irgend Einem in Beschlag genommen!“

„Schlangen?“ fragte ich von unten.

„Nein, es ist ein Büffel. Reiche mir die Spitze einer Maskeer-Angel heraus; ich will ihn stechen. Er liegt an dem Endpfeiler des Daches.“

Ich reichte ihm die Angel hinauf.

„Welches Nest für Eulen und Schlangen! Kein Wunder, daß es ihnen hier gefällt“, rief Strickland, während er weiter in die Höhle hinein kletterte. Ich konnte seinen Arm mit der Angel stoßen sehen. „Komm da heraus, was Du auch seist! . . . Kopf in Acht nehmen da unten! Es fällt.“

Ich sah das Dachtuch fast in der Mitte des Zimmers sich sackartig beuteln; offenbar gab es da einen Gegenstand, der es nieder preßte, immer tiefer, gegen die brennende Lampe auf dem Tisch hin. Ich nahm schnell die Lampe weg und trat zurück. Dann riß das Tuch von den Wänden los, zerriß, breitete sich aus und schoß Etwas auf den Tisch hinunter, das ich nicht anzusehen wagte, bis Strickland von der Leiter gestiegen war und neben mir stand.

Strickland war kein Mann von vielen Worten; er saßte das niederhängende Ende des Tischtuches und deckte es über Das, was auf dem Tische lag.

„Unser Freund Jmray scheint zurückgekommen zu sein.“

Unter dem Tuch bewegte sich Etwas. Eine kleine Schlange ringelte sich heraus, der sogleich der Rücken mit dem dicken Ende der Maskeer-Angel gebrochen wurde. Mir wurde so übel, daß ich kein Wort sprechen konnte.

Strickland stand nachdenklich da; dann holte er sich Etwas zu trinken. Unter dem Tuch war keine Bewegung mehr zu sehen.

„Ist es Jmray?“ fragte ich.

Strickland schlug einen Augenblick das Tuch zurück und schaute hin.

„Es ist Jmray,“ sagte er; „und sein Hals ist von einem Ohr bis zum anderen durchgeschnitten.“ Dann sprachen wir zugleich und zu uns selbst: „Deshalb wisperte es auch so durch das Haus.“

Lietjens erhob im Garten ein fürchtbares Gebell. Einen Augenblick später schob ihre große Nase den Drücker der Thür in die Höhe. Sie schnüffelte

und war still, setzte sich nieder, zeigte die Zähne und stellte die Vorderfüße fest auf den Boden. Sie sah Strickland an.

„Das ist eine böse Geschichte, alte Dame,“ sagte er. „Die Leute klettern doch nicht in die Dächer ihrer Bungalows, um da zu sterben und dann das Dachtuch unter sich fest zu machen. Laß mich es ausdenken!“

„Laß es uns anderwärts ausdenken,“ sagte ich.

„Hamasche! Ideel! Lösche die Lampen aus. Wir wollen in mein Zimmer gehen.“

Ich löschte die Lampen nicht aus. Ich trat in Stricklands Zimmer und überließ es ihm, die Dunkelheit herzustellen. Er folgte mir. Wir zündeten unsere Pfeifen an und dachten nach. Das heißt: Strickland dachte nach. Ich rauchte mühsend und fürchtete mich.

„Zuray ist zurück,“ sagte Strickland. „Die Frage ist: wer ermordete Zuray? Sprich nicht; ich habe eine eigene Idee. Als ich dies Bungalow bezog, übernahm ich die meisten von Zurays Dienern. Zuray war arglos und gutmüthig, nicht wahr?“

Ich stimmte zu, obgleich man dem Haisen unter dem Tuch nicht ansehen konnte, ob er gut oder böse war.

„Wenn ich alle Diener hereinrufe, werden sie sich dicht zusammenstellen und lügen wie Arrianer. Was schlägst Du vor?“

„Rufe einen nach dem anderen,“ sagte ich.

„Dann werden sie davonlaufen und allen Gemossen die Neuigkeit verrathen. Wir müssen sie auseinander bringen. Glaubst Du, daß Dein Diener Etwas ahnt?“

„Es kann sein. Ich weiß es nicht. Aber es ist nicht wahrscheinlich. Er ist ja erst zwei oder drei Tage hier. Was ist Deine Ansicht?“

Ich kann es noch nicht genau sagen. Wie zum Kukul kam der Mann hinter die unrechte Seite des Dachtuches?“

Man hörte ein lautes Husten vor Stricklands Schlafzimmerschür; das Zeichen, daß Bahadur Khan, sein Leibdiener, vom Schlaf erweckt war und seinem Herrn zu Bett helfen wollte.

„Komm herein,“ sagte Strickland. „Es ist eine sehr heiße Nacht, nicht wahr?“

Bahadur Khan, ein dicker, sechs Fuß großer Mohammedaner mit grünem Turban, sagte, die Nacht sei sehr warm; aber es sei mehr Regen in Aussicht, der, falls Seine Gnaden es gestatteten, dem Lande Erleichterung bringen würde.

„Es wird so sein, wenn es Gott gefällt,“ erwiderte Strickland, der seine Stiefel auszog. „Es ist mir eingefallen, Bahadur Khan, daß ich Dich unbarmherzig habe arbeiten lassen, schon lange, fast so lange, wie Du in meinem Dienst bist. Wann tratest Du doch bei mir ein?“

„Hat der Himmelsproffene Das vergessen? Es war, als Zuray Sahib heimlich nach Europa ging, ohne seine Absicht kundzugeben; da trat ich in den geehrten Dienst des Wohltäters der Armen.“

„Und Zuray Sahib ging nach Europa?“

„Die seine Diener waren, sagen es.“

„Und sollte er einst zurückkehren: würdest Du dann wieder in seinen Dienst treten?“

„Sicherlich, Sahib. Er war ein guter Herr und sorgte für seine Leute.“

„Das ist wahr. Ich bin sehr müde, aber ich gehe morgen auf die Jagd. Gib mir die kleine scharfe Flinte, die ich brauche, um den schwarzen Bock zu schießen; sie liegt in dem Kasten dort.“

Der Diener bückte sich über den Kasten und reichte Strickland, der furchtbar gähnte, Gewehr und Ladestock. Dann griff er in den Gewehrkasten, nahm eine scharfe Patrone heraus und schob sie in das Verschlussstück.

„Und Jmray Sahib ist heimlich nach Europa gereist! Das ist sehr sonderbar, nicht wahr, Bahadur Khan?“

„Was weiß Unserer denn wohl von den Gebräuchen weißer Menschen, Himmelsentsprossener?“

„Sehr wenig, natürlich. Aber Du sollst sogleich mehr davon wissen. Ich habe erfahren, daß Jmray Sahib von seinen langen Reisen zurückgekehrt ist und daß er gerade jetzt im Zimmer nebenan liegt und auf seinen Diener wartet.“

„Sahib!“

Das Lampenlicht huschte am Flintenlauf entlang, als dieser gegen Bahadur Khans breite Brust gerichtet wurde.

„Geh und sieh,“ sagte Strickland. „Nimm eine Lampe. Dein Herr ist müde und wartet auf Dich. Geh!“

Der Mann ergriff eine Lampe und ging in das Schlafzimmer. Strickland folgte und schob ihn fast mit der Mündung des Gewehrs vorwärts. Einen Augenblick sah der Mohammedaner nach oben in die schwarze Tiefe hinter dem Dachstuhl, dann nach der zuckenden Schlange auf dem Fußboden und zuletzt mit gläsernem Ausdruck im Gesicht auf den Gegenstand unter dem Tischstuhl.

„Hast Du gesehen?“ fragte Strickland nach einer Pause.

„Ich habe gesehen. Ich bin Staub in der Hand des weißen Mannes. Was wird der Erhabene thun?“

„Dich innerhalb eines Monats hängen. Was sonst?“

„Weil ich ihn ge-dret habe? . . . Nein, Sahib, bedenke: er ging zwischen uns, seinen Dienern, hindurch und sein Auge fiel auf mein Kind, das vier Jahre zählte. Er hat es bezaubert und in zehn Tagen starb es am Fieber . . . mein Kind.“

„Was sagte Jmray Sahib?“

„Er sprach, es sei ein schönes Kind, und streichelte ihm den Kopf; deshalb starb mein Kind. Und deshalb tötete ich Jmray Sahib im Zwielficht, als er von seinem Bureau gekommen war und schlief. Deshalb zerrte ich ihn nach oben unter die Dachbalken und machte Alles unter ihm fest. Der Himmelsentsprossene weiß nun Alles. Ich bin der Knecht des Himmelsentsprossenen.“

Strickland sah mich über die Flinte hinweg an und sprach im einheimischen Idiom: „Du bist Zeuge dieses Geständnisses. Er hat getödtet.“

Bahadur Khan stand aschgrau da, im flackernden Licht der einen Lampe. Schnell suchte er sich zu rechtfertigen. „Ich bin in die Falle gegangen,“ sagte er, „aber die Schuld trifft diesen Mann. Er hat den bösen Blick auf mein Kind geworfen; dafür tötete und verbarg ich ihn. Nur Solche, die von Teufeln bedient werden“ — er starrte auf Tietjens, die eingeschüchtert vor ihm lag —, „nur Solche konnten wissen, was ich that.“

„Geschickt bist Du. Aber Du hättest ihn mit einem Strick an die Dachbalken binden sollen. Nun wirst Du selbst an einem Strick ausgehenkt. Ordnung!“

Ein schläfriger Polizist erschien auf Stricklands Ruf. Ein zweiter folgte ihm. Tietjens sah auffallend gleichmüthig da.

„Führt ihn auf die Polizei-Station“, befahl er dann ruhig. „Es liegt Etwas gegen ihn vor.“

„Werde ich denn gehen?“ fragte Bahadur Khan. Er machte keinen Versuch, zu entkommen; seine Augen hasteten am Boden.

„Wenn die Sonne scheint oder das Wasser rinnt: Ja!“ sagte Strickland.

Bahadur Khan that einen großen Schritt rückwärts, schauderte und stand still. Die beiden Polizisten erwarteten weitere Befehle.

„Geh!“ rief Strickland.

„Ja, ich gehe schon ganz geschwind,“ sagte Bahadur Khan. „Sieh, ich bin schon jetzt ein toter Mann.“ Er hob seinen Fuß; an der kleinen Beze hastete der Kopf der halb getödeten Schlange.

„Ich stamme aus einer Grundbesitzerfamilie,“ sprach Bahadur Khan; er schwanke auf seinen Füßen. „Es wäre eine Schande für mich, öffentlich auf das Schafott zu steigen; deshalb wähle ich diesen Weg. Müge man sich erinnern, daß des Sahib Demden genau gezählt sind und daß ein Stück Seife in seiner Waschoilette liegt. Mein Kind wurde bezaubert und ich erschlug den Zauberer. Warum solltet Ihr mich durch den Strick töten? Meine Ehre ist gerettet — und — ich sterbe.“

Nach einer Stunde starb er, wie Die sterben, die von der kleinen braunen Karait gebissen werden. Die Polizisten trugen ihn und das Ding unter dem Tisch nach dem ihnen angegebenen Ort.

„Dieses,“ sagte Strickland sehr ruhig, als er ins Bett kletterte, „nennt man das neunzehnte Jahrhundert. Hast Du gehört, was der Mann sprach?“

„Ich hörte,“ antwortete ich. „Zuray hat einen Fehler begangen.“

„Einfach nur aus Unkenntniß der orientalischen Natur. Man muß auch an die Gewalt des jährlich wiederkehrenden Fiebers denken. Bahadur Khan hat ihm vier Jahre gedient.“

Ich schauderte. Mein eigener Diener war genau so lange bei mir. Als ich in mein Zimmer trat, wartete mein Mann, so unbeweglich wie der Kopf auf einer Münze, um mir die Stiefel ausziehen.

„Was ist mit Bahadur Khan passiert?“ fragte ich.

„Er ist von einer Schlange gebissen worden. Das Uebrige weiß der Sahib,“ war die Antwort.

„Und was hast Du von der Geschichte gewußt?“

„So viel, wie man von Einem erfahren kann, der im Zwielicht kommt, um Sühne zu suchen. Langsam, Sahib! Lasset mich Euch die Stiefel ausziehen.“

Ich war gerade in den Schlaf der Erschöpfung gesunken, als ich Strickland von der anderen Seite des Hauses her laut rufen hörte:

„Die alte Tietjens ist auf ihren gewohnten Platz zurückgekommen!“

Und so war es. Der große Jagdhund lag stattlich in seinem eigenen Bett, unter seiner eigenen Decke. Im Eßzimmer raschelte das zerrissene, leere Dachstuhl; es war gerade vom Tisch herunter gefallen.

Rudyard Kipling.

Sezession-Bühne.

Seit dem Beginn dieser fruchtbaren Saison hat Berlin ein neues Theater-
 S unternehmen. Es führt den Namen Sezession-Bühne und soll hauptsächlich
 den jüngsten literarischen Strömungen dienen, die uns über den bisher herrschenden
 Naturalismus hinaus- und in die lichten Gefilde einer rein geistigen Kunst hin-
 überführen wollen. Das Theatergebäude liegt, wie es sich für ein modernes
 Kunstetablissemment im Lande Preußen ziemt, in dem schützenden Schatten des
 Polizei-Präsidiums. Im früheren Alexanderplatz-Theater haben die jungen Herren
 ihre Bretter aufgeschlagen. Ihr fast tollkühner Versuch, das alte Gebäude des
 fragwürdigen Musentempels für die Zwecke des neuen Unternehmens in modernem
 Sinn auszugestalten, ist merkwürdig gut gelungen. Man hat mit den dekorativen
 Veränderungen des Hauses thatsächlich Alles erreicht, was guter Geschmack und
 beschränkte Geldmittel in einem architektonisch unmdglichen Raum erreichen können.
 Neun Premierenabende, die in dem Vierteljahr seit der Eröffnung der Bühne
 veranstaltet wurden, gestatten uns nun auch eine Orientierung über Das, was
 die neuen Männer hier anstreben und leisten.

Der dramatische Naturalismus hat auf unseren deutschen Bühnen als
 Schutzimpfung gegen das klassizistische Epigonentum eine Weile recht wohlthätig
 gewirkt. Die Schupplattlern, die er hervorrief, waren freilich nicht immer ange-
 nehm, aber man wußte, daß die Kur nothwendig war. Er hat seine Pflicht jezt,
 wie es scheint, leidlich erfüllt. Da ist ihm zu rechter Zeit eine heilsame Reaktion
 in den Kreisen der Allerjüngsten entstanden. Aus dem Werkeltag des Naturalis-
 mus flüchteten die Neu-Romantiker in phantastische Traumländer und der, wie man
 meinte, nüchternen Bedanterie der Wirklichkeitskunst setzten Andere die kapriziösen
 Reize eines barocken Variétéstils entgegen. Ueber diesen schwankenden und tasten-
 den Versuchen aber schwebte, unerreichbar in stiller Größe und Schönheit, ein
 einsam leuchtender Stern: Maurice Maeterlinck. Aus den dramatischen Schöpfungen
 dieser Dichterkreise ließe sich ein Spielplan im Sinne der Sezession-Bühne zu-
 sammenstellen. Die Direktion ist aber nicht so radikal gewesen, sich bei der
 Auswahl ihrer Repertoirestücke auf diese Kreise zu beschränken. Neben zwei
 kleinen Dramen von Maeterlinck und dem Gedicht „Der Thor und der Tod“
 von Hugo von Hofmannsthal brachte sie allerlei Trauer-, Schau- und Lustspiele,
 denen sich auch andere Bühnen unbedenklich hätten erschließen können.

Zuerst wurde uns Ibsens „Komoedie der Liebe“ vorgeführt, die einst
 bekanntlich den norwegischen Philistern so großen Kegerer bereitet hat, daß ein
 christlicher Gottesmann dem Dichter dafür Stockprügel erteilen wollte. Das
 Publikum von heute begreift diese Erregung der Gemüther kaum. Nicht, weil
 die Lebensanschauungen des heutigen Philisters von denen des damaligen so sehr
 verschieden sind, sondern, weil er sich seufzend daran gewöhnt hat, daß auf den
 modernen Bühnen allerhand krauses Zeug verhandelt wird, das er theils nicht
 begreifen kann, theils für verschroben halten muß. Nicht im Leben, wohl aber
 im Theater ist der Philister duldsamer geworden. Ibsens grimmig-bittere Satire
 genoh man als eine unterhaltfame Berölkomoedie, deren altmodisch gezierte Grazie
 das Publikum heiter stimmte und deren böshafte Bemerkungen über Liebe und
 Ehe, Tanten und Theesorten man als geistreiche Hyperbeln zu würdigen wußte.

Auch die zweite Darbietung, ein Drama von Knut Hamsun, hätte vor einem Jahrzehnt gewiß größeres Aufsehen erregt als in unseren Tagen, wo nur eine kleine Schar literarischer Liebhaber ihr ein freundliches Interesse schenkte. Das Gros der Theaterbesucher hielt sich an den abgedroschenen Stoff, die ungelente Technik und die triviale Tendenz und verwarf das Schauspiel. Sein Titel lautete „An des Reiches Pforten“. Es ist das alte Lied von dem braven Jüngling, der, an einem Scheidewege seines Lebens angelangt, zwischen dem lockenden Laster und der mühsälligen Tugend die verhängnisvolle Wahl treffen soll. In der griechischen Sage war dieser Jüngling ein Herkules, in dem modernen norwegischen Drama ist er ein Kandidat der Philosophie. Ein unseliges Kulturprodukt, in der Theorie Uebermensch, in der Praxis Don Quixote; ein genialer Grübler, der des Menschenlebens tiefste Probleme löst, aber nicht begreifen kann, an welchen allzu menschlichen Schmerzen sein thörichtes Weibchen leidet; ein wissenschaftlicher Kraftmeier, der in seinen Schriften eine Apotheose des Caesarenthumes giebt und bei der kleinen Ehegattin rührend um ein Bißchen handmütterliche Liebe bettelt. In dieser Gestalt hat Hamsun ein Meisterwerk geschaffen, das allein genügt, um sein Drama über das Niveau der landläufigen Bühnenmarktwaare zu erheben. Aber das Publikum, dem die dramatischen Handegen lieber sind, die wackeren Vollen und Ganzen, die ehrlieh für oder wider ihre Geschöpfe Partei ergreifen, fand an der biskreten Psychologie des Dichters Hamsun keinen Geschmack. Noch schlimmer erging es einem dritten Nordländer, Herrn Helge Rode, mit seinem Schauspiel „Königsöhne“. Das Drama behandelt in den Gestalten der beiden streitenden und strauchelnden Königsöhne, des Weltkinds und des Propheten, den uralten Kampf zwischen Einnenlust und Weltverachtung und gipfelt in dem Sieg der geläuterten Lebensfreude. Die zarte und dunkle Dichtung, im Einzelnen fast überreich an lyrischen Schönheiten und geistiger Tiefe, als Ganzes ein verworrenes Gemisch aus Romantik, Griechenthum und modernster Weltweisheit, mußte den bescheidenen Rest von theatralischer Kraft, der ihr innewohnte, in gänzlich unzureichender Darstellung einbüßen.

Zu den harmloseren Nieten des Repertoires gehörten die Aufführungen zweier Schwänke des schon ziemlich lange verstorbenen Andreas Gryphius, die man sich naiven Sinnes als volkstümliche Vorstellungen gedacht hatte und mit denen man an einem „volkstümlichen Sonntag“ einen kleinen Theaterkanal erntete, und die Aufführungen zweier groben und grellen Einakter von Anton Tschekow, die die freundliche Direction etlichen nicht ganz „abendfüllenden“ Stücken als Anochenbeilage zugab. Neben den Proteskten des Russen ist dann auch deutscher Humor, freilich nur in dem saloppen Gewande eines literarisch aufgepupzten Bierulfs, zum Wort gekommen. Jakob Wassermann und Lothar Schmidt richteten die Schleudern ihres Spottes gegen das selbe Ziel: die Philisterfippe, die bekanntlich jeder rechte deutsche Jüngling, der das Staatsexamen noch nicht bestanden hat, zu verachten pflegt. Herr Wassermann zertr in seiner Komodie „Hodenjos“ die Ordenssucht und die Denkmalsfeuche an den Pranger der Satire. Die scherzhafte Idee des derben Schwankes bestand vornehmlich darin, daß Begebenheiten, die für das Milieu der großen Welt sich ziemen, in die kleinsten und kleinlichsten Verhältnisse verlegt werden, daß zum Beispiel der Ordensnarr ein Bürgermeister von Schoppsloch und die

Localberühmtheit, der man ein Monument errichtet, ein verbummelter Kunstmaler niedersten Ranges ist. Dadurch wurde die Satire ihrer wirksamsten Spitzen beraubt und die Weiskelchhiebe des Wipes, die so kühn ausholten und so kräftig erklangen, verfehlten meist ihr Ziel. Nicht, daß es den homo sapiens nach funkelnden Kreuzen und Sternen gelästet, sondern, daß ein kleinstädtischer Bürgermeister das Knopfloch seines schlechsigenden Bratenrocks mit einem bunten Bändchen verzieren will, erschien dem Satiriker tadelnswerth und lächerlich. Seine mit vielem Behagen ausgestaltete Komödie konnte die Gunst des Publikums nicht gewinnen, die dann Herrn Vothar Schmidt in reichem Maße zu Theil wurde. Eine Figur, die die werthvollsten Eigenschaften eines wirksamen Bühnentypus in sich vereinigt, steht im Mittelpunkt seines Schwankes „Der Leibalte“. Es ist die bekannte schöne Seele in ruppigem Körper, der Vertreter jener idealen Lebensauffassung, die dem deutschen Publikum, so lange es im Theater sitzt, unbedingt sympathisch ist. Dabei kein Schönredner, sondern ein verblühter, knorriger Gesell, der auch seine kleine Schwächen, die Rehrseiten starker Tugenden, nicht verleugnen kann. So hat die löbliche Verachtung aller äußerlichen Formen ihn zum Rauhebein gemacht. Aber man verzeiht ihm gern gelegentliche Geschmacklosigkeiten und Roheiten, denn man schätzt mit Recht sein goldiges Herz und seine wundervollen Witze, zu denen ihm eine trottelhafte Umgebung widerwillig die Stichwörter bringen muß. Zum Schluß stößt ihm gar ein unverschuldetes körperliches Malheur zu, das ihm das herzliche Mitgefühl aller guten Menschen im Parquet und in sämtlichen Rängen sichert. Diesem Helden, der im Verlauf des Stückes seinem früheren Freunde und Leibsuchs, einem Pedanten, Streber und Pharisäer, allmählich das Weisichen entfremdet, um es schließlich in das eigene, wärmere Nest zu tragen, verdankt die Komödie ihren Erfolg, den stärksten Erfolg, den die Sezession-Bühne bisher gehabt hat. Schließlich hat die junge Bühne auch hier und da den alten Göttern des sinkenden Naturalismus ihre Opfer dargebracht. Und sie brauchte sich dieses Abweichens von ihrer Bahn nicht zu schämen. Zwar mit dem „Gnädigen Herrn“ der Frau Elisabeth Meyer-Förster, der trotz literarischen Aufspuß und moderner sozialkritischen Miene die Abstammung von der guten Marlitt nur mühsam verbergen konnte, war kein Vorber zu ernten. Aber die vortreffliche Aufführung der schon vorher in Wien gegebenen kleinen Tragödie „Die Bildschmizer“ von Karl Schönherr werden Freunde und Gegner der Bühne als Verdienst anrechnen.

Keins der aufgeführten Stücke war, vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, ganz bedeutungslos. Bei einzelnen interessirte die dichterische Form, bei anderen der Gedankengehalt; dieses konnte als Frühischöpfung eines späteren großen Meisters, jenes als interessanter Versuch eines auf anderen poetischen Gebieten erprobten Talentes, ein drittes als das bemerkenswerthe Erstlingswerk eines begabten Anfängers die Berechtigung seiner Aufführung nachweisen.

Aber die Sezession-Bühne will nicht nur in der Zusammensetzung ihres Spielplans, sondern auch in dem Stil der Darstellung von der herkömmlichen Schablone abweichen und etwas Neues bieten. Wie sieht es damit aus? Von einem neuen schauspielerischen Stil ist früher viel die Rede gewesen. Das war, als Ibsen in die Mode kam und einigen intelligenteren Bühnenkünstlern die Erkenntniß dämmerte, daß die Dramen des Norwegers eine andere Art der Dar-

stellung verlangten als die Schöpfungen der Herren Lubliner und Wildenbruch. Seitdem hat sich in der That ein junger Nachwuchs von Schauspielern herangebildet, der mancherlei traditionelle Handwerkerkniffe der alten Schule verachtet und verachtet das, da er Vergabung und urwüchsigige Eigenart genug besitzt, um ohne sie zu wirken. Aber ein neuer Stil ist damit nicht gewonnen und die engen Grenzen dieser an der naturalistischen Dramatik gebildeten Kunst traten schon deutlich hervor, als die Versdramen den Markt zu beherrschen anfangen und die auf die Moderne eingeschworenen Bühnenleiter sich genöthigt sahen, wieder zu den Vertretern der älteren schauspielerischen Richtung ihre Zuflucht zu nehmen. Hier erschließt sich den Regisseuren und Darstellern der Sezession-Bühne ein weites Gebiet noch unbebauten Bodens, das vielleicht sehr fruchtbar, aber jedenfalls auch sehr schwer zu kultiviren ist. Maeterlinds Dramen, die gewiß einen neuen darstellerischen Stil verlangen, bieten für solches Wagniß einen Ausgangspunkt und eine Richtschnur. Hier und da haben bereits früher wohlmeinende Kunstfreunde es unternommen, Maeterlinds Poesie zwischen Prospekt und Rampe lebendig werden zu lassen. Aber sie blieb spröde und stumm, so oft sie bisher die Bretter beschritt. Die den Belgier nicht kannten, verließen das Theater, ohne einen Eindruck empfangen zu haben; und Die ihn liebten, bedauerten seine szenische Bewässerung und Vergrößerung. Auch die Maeterlind-Zinsgenirungen der Sezession-Bühne sind, wo sie etwas Neues zu geben versuchten, mißglückt. Die Aufführung des *Intérieur* war von stimmungsloser Dürftigkeit. Die nüchtern gehaltenen Szenen im Garten und die feierliche Marionettenpantomime hinter den Fensterscheiben mußten in ihrer stillwüthigen Zusammenwirkung jede Illusion verschwehen. Während im dunkeln Vordergrunde zwei Männer in trockenem Ton ein sachlich orientirendes Zwiegespräch über den neuesten Unglücksfall hielten, vollzog sich drinnen im Hause ein phantastisches Schauspiel. Um den runden Tisch herum saßen, steif wie Drahtpuppen, wunderliche Leute; sie neigten sich mit seltsam hölzernen Geberden zu einander und bewegten sich langsam, in feierlich abgemessenen Schritten, hin und her. Die Darstellung widersprach im Einzelnen sich selber und im Ganzen dem Sinn und Stil der Dichtung. Nur ein einziges Mal, in der kurzen Szene der Maria, wehte es wie ein flüchtiger Hauch aus dem Poetenreich Maeterlinds über die Bühne. Den Vorwurf der Dürftigkeit konnte man gegen die zweite Maeterlind-Aufführung, die den „*Tod des Tintagiles*“ brachte, nicht erheben. Die Regie hatte sich um diese Aufführung offenbar rethlich bemüht und an das Ganze und Einzelne mannichfache Sorgfalt verwendet. Im Hintergrund der Bühne erhob sich, von einem rings umschließenden Rahmen begrenzt, das Podium, auf dem die Traumbilder der Dichtung vorüberzogen. Dieses seltsame Mittel, die Gestalten Maeterlinds der realen Sphäre des Zuschauers zu entziehen, erwies sich als verfehlt. Nicht traumhaft zerfloßen erschienen die Vorgänge auf der Bühne, sondern nur undeutlich, dem Zuschauer schwerer verständlich. Auch nöthigte, wie man mir erzählt hat, die mangelhafte Akustik des Raumes die Darsteller zur Aufbietung aller Stimmkräfte, um aus dem verschwiegenen Hintergrunde heraus die Flüsterreden des Dialogs hörbar zu machen. Die Szene ist das ganze Stück hindurch dunkel, den Theateraal aber hatte man während der Akte matt erleuchtet. Daher ging von der Bühne nicht die beabsichtigte nächtliche Stimmung aus, sondern man hatte nur das unange-

nehme Gefühl, aus einem helleren Raume in einen verdunkelten blicken zu müssen; und zu den quälenden Anstrengungen des Ohres gesellten sich die des Auges. Ein reiner Kunstgenuß war unter diesen Umständen von vorn herein unmöglich und man fühlte, als der Vorhang sich schloß und der Saal wieder hell wurde, nur eine körperliche Ermattung. Daß Regie und Schauspieler durch manches feine und bedeutende Detail überraschten und erfreuten, konnte an dem Gesamteindruck nichts ändern. Es mag heute schon banal erscheinen, darauf hinzuweisen, daß die Poesie Maeterlincs nicht nur durch Das wirkt, was sie ausdrückt, sondern vor Allem auch durch Das, was sie andeutet und verschweigt. Aber in dieser Eigenart, wenn ich nicht irre, liegen für die heutige Bühnendarstellung gerade die größten Schwierigkeiten. Hinter den einfachen Vorgängen auf der Szene, hinter den sparsamen Worten des Dialogs wittern wir geheimnißvolle Räthsel, ahnen wir verborgene Schönheiten. Stimmung ist das Alpha und Omega dieser Poesie. Todesbängen und Todesgrauen, das zuletzt zu schrillum, wahnsinnigem Entsetzen sich steigert, bildet den vielgestaltigen Inhalt des kleinen Marionettendramas vom Tode des Tintagiles. Wie abgerissene, halbverwehte Klänge einer alten schauerlichen Ballade müssen die Worte der Dichtung über die Bühne rauschen; und wie mitternächtige, verworrene Träume, nicht wie klare, miterlebte Begebenheiten, sollen die dargestellten Vorgänge an uns vorüberziehen. Wer die verschwiegenen Reize der Kunst des Belgiers restlos genießen will, Der muß — um es trivial zu sagen — zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Unsere Schauspieler aber verstehen nicht, zwischen den Zeilen zu spielen. Sie halten sich mit der frohgemuthen Zuversicht der Routine an den meist klaren äußeren Sinn; und so kommt, trotz Flüsterdialog und verdunkelter Bühne, Alles zu grell, zu nüchtern, zu verlebend deutlich heraus.

Die Sezession-Bühne hat, wo sie in ihrem Spielplan neue Wege beschritt, sich der unzulänglichen Mittel älterer Bühnenkunst bedient. Mit Maurice Maeterlinc und Hugo von Hofmannsthal sind Regie und Darsteller nicht fertig geworden. In der heimtückisch verschändelten Versprache des Wieners verstrickten und verloren sich rettungslos unsere biederen pathetischen Deklamatoren. Nur in dem Theil des Repertoires, der eine realistische Darstellung verlangte, wurde von der Regie Anerkennenswerthes geleistet. Aber einen neuen schauspielerischen Stil hat sie nicht geschaffen.

Als ich eben daran ging, aus dem bisher Beobachteten und Erfahrenen weis sagende Schlüsse auf die Zukunft unserer jüngsten Bühne zu ziehen, kam die Nachricht, das Unternehmen werde nächstens ins Neue Theater übersiedeln. Wenn nun auch eine radikale Revision des sezessionistischen Programms nach den direktorialen Grundsätzen der Frau Ruscha Buze vielleicht nicht zu befürchten ist, so läßt doch der Umstand, daß ein wichtiger Theil der bisherigen Theaterleitung die Uebersiedelung nicht mitmachen wird, auf eine beabsichtigte Marschänderung schließen. Deshalb will ich mein Sprüchlein vertagen.

Charlottenburg.

Dr. John Schifowski.



1900.

Die Statistiker sind an der Arbeit, über das Wirtschaftsjahr 1900 Zahlenmaterial zusammenzutragen. Die Tendenz steht im Voraus fest. Bewiesen soll werden, daß die deutsche Volkswirtschaft noch immer aufwärts schreitet, wenn sich ihr Schritt auch verlangsamt hat. Und wirklich: die für die Beurtheilung der aufgewandten Wirtschaftleistung wichtigsten Gebiete, das des Eisens und das der Kohle, liefern eine gegen das vorangegangene Jahr erhöhte Erzeugungsziffer; also ist die Ehre der Wissenschaft wieder einmal gerettet. Keine Tabelle kann aber den doch sehr wesentlichen Nachweis bringen, welche Mengen in den Gebrauch überführt und in welchem Umfang sie zur Befriedigung des augenblicklichen Bedarfes bestimmt sind. Nach langer Pause haben wir wieder ein Jahr hinter uns, in dem die Produktion der wichtigsten Rohstoffe den Bedarf beträchtlich übertroffen hat. Daß die Produktion beständig gesteigert oder doch wenigstens der Versuch gemacht wurde, sie auf der alten Höhe zu erhalten, war nöthig, weil noch ungeheure Summen in die schon groß angelegten Betriebe hineingesteckt worden waren und jede erhebliche Einschränkung und erst recht jeder Stillstand der Produktion Rieserverluste herbeigeführt hätte.

Die Arbeitsleistung hat sich im letzten Jahr überall verringert. Die Arbeiter haben zum großen Theil ihre Lohnansprüche gesteigert und vielfach eine Einschränkung der Arbeitszeit zu erreichen vermocht. Erst in den letzten Monaten gestattete die drohende Aussicht, Arbeiter entlassen zu müssen, Lohnkürzungen. Die Unternehmer gehen mißmuthig einher. Noch vor Jahresfrist hatten sie ihre liebe Noth, die Mittel zur Ausführung aller ihnen zugeordneten Bestellungen und zu der solchen Aufträgen entsprechenden Ausdehnung der Betriebe zusammenzubringen. Heute hapert es an allen Ecken und Enden; nur das Geld ist flüssig und kein Mensch weiß, wie er es sicher und zugleich nützlich anlegen soll. Um wenigstens die Ehre zu retten und um nicht frühere — nicht einmal gar zu alte — Aussagen Lügen zu strafen, wird im alten Gleis fortgearbeitet. Aber der frische Muth zu frühlichem Wagen fehlt. Bestürzt merkt mancher Fabrikant und Händler, wie thöricht es war, Jahre lang dem verehulichen Publikum Sand in die Augen zu streuen, um für gute Stimmung zu sorgen. Wäre die wirtschaftliche Zukunft nicht allzu lange in Rosa-farbe gemalt worden, dann wäre die Enttäuschung jetzt nicht so schmerzlich.

Unablässig wird nach den Gründen des wirtschaftlichen Umschwunges geforscht. Die Industrie hat sich eben übernommen. Die Kriege, die 1900 geführt wurden, haben die schlimme Wandlung nicht verschuldet. Gewiß machen die Philippinen den Amerikanern genug zu schaffen; trotzdem rührt der Yankee nur noch kräftiger die Krume. Der Burenkrieg soll die Unternehmungslust dadurch gelähmt haben, daß er die südafrikanische Goldausbeute hinderte und den europäischen Staaten die gewohnte Goldzufuhr entzog. Diese Behauptung reimt sich schlecht mit der Thatsache, daß für die vorhandenen Baarmittel kaum eine passende Verwendung zu finden ist. Für Deutschland hat der Burenkrieg im Grunde wirtschaftlich nur eine geringe Bedeutung. Nur in Zeiten eines „Umschwunges“ wird das Eintrocknen des Goldstromes unangenehm empfunden; während der letzten Monate konnte uns diese angebliche Kalamität eigentlich sogar willkommen sein. England wird tüchtig arbeiten müssen, um sich von den in Süd-

afrika erlittenen Wunden zu erholen. Auch uns wird das chinesische Abenteuer noch manche bittere Erfahrung bringen. Bei der Liquidation werden wir wahrscheinlich recht schlecht abschneiden. China ist die Opfer, die ihm Deutschland gebracht hat, nicht werth; die Bergwerk- und Eisenbahnunternehmungen, deren Begründung dort vorbereitet wird, werden auch künftig nicht vor schwerer Schädigung gesichert sein. Und einen zweiten Kreuzzug werden selbst deutsche Politiker, wenn sie das Terrain erst kennen, nicht so leicht beginnen. Schon der Kohlenverbrauch der Kriegsschiffe mahnt zur Vorsicht. Besonders schlimm war für uns, daß wir schon in einem Zustand wachsender Erschöpfung waren, als die Sache begann. In gesunden Tagen hätten wir die Verluste natürlich leichter zu ertragen vermocht. Uebrigens scheint ein Blick auf den Kurs der chinesischen Anleihen zu lehren, daß man das Abenteuer als zum größten Theil beendet ansieht.

Die Flottenermehrung wurde in einer Zeit scheinbar unerschöpflicher Wirthschaftskraft bewilligt. Heute wird der Bau neuer Schiffe als Nothstandsarbeit betrachtet. Schon treten sogar auf dem Gebiet des Schiffsbauens die Vereinigten Staaten mit Europa in Wettbewerb. Bisher verwendeten sie gern englisches und deutsches Schiffsmaterial; jetzt bauen sie eigene Eisendampfer und planen einen direkten Verkehr zwischen dem Revier der großen Eisenerzgruben und den europäischen Häfen. Die Erdschätze der Vereinigten Staaten sind noch nicht allgemein erschlossen, während in Europa schon ein Mangel an Rohstoffen fühlbar wird. Wir werden die amerikanische Zufuhr zur Ergänzung der heimischen Erzeugung immer dringender brauchen und thäten am Besten, uns, wie auf finanziellem, so auch auf industriellem Gebiet der amerikanischen Uebermacht zu verbünden, um von ihr nicht erdrückt zu werden.

Das Ergebniß der letzten Wirthschaftsperiode ist eine allgemeine Theuerung. Nicht nur die Preise der Lebensmittel, sondern auch die der Heizmaterialien sind gestiegen. Trotzdem genügt der Ertrag nicht immer, um die Selbstkosten zu decken oder gar einen angemessenen Gewinn zu erzielen. Daher sehen wir in allen Industrien das Sehnen nach einem Zusammenschluß der verwandten Betriebe; nur durch einheitliche Preisfestsetzungen, für die durch Strafandrohungen Respekt erzwungen wird, scheint das Unheil noch aufzuhalten. In Amerika entstehen Riesentrüsts, die alle Gewerbe zu Erfolgen zu peitschen versuchen. Bei uns wagen sich einstweilen nicht einmal die Walzwerke zusammenzuschließen, weil sie die Oberaufsicht einer Reichsbehörde fürchten, die über alle Syndikate und Kartelle gesetzt werden soll. Nur wenn den Interessenten der freie Wille nicht durch bureaukratische Maßnahmen eingeschränkt wird, ist eine Krise der deutschen Montanindustrie zu vermeiden. Sie ist bereits da, wird nur noch den Blicken verborgen. Schon denken die vielgeschmähten Schlotjuncker, die recht Kleinlaut geworden sind, im stillen Kämmerlein an die Ermäßigung der Kohlenpreise. Auf hohe Agiogewinne muß verzichtet werden. Den klugen Dispositionen unserer Bankleiter ist es zu danken, daß die Noth der Zeit noch nicht fühlbarer geworden ist, und der Intelligenz dieser Männer hat das Ende des Jahres 1900 die schwere Aufgabe gestellt, Deutschland ohne allzu heftige Stöße durch die Klippen zu steuern.

Dynke u. s.